

**Die Bedeutung Hermann von Wissmann's
in der Entdeckungsgeschichte Afrikas und in Deutschlands
Kolonialgeschichte.*)**

Der heutige Abend soll der Erinnerung an den großen Afrikaner gewidmet sein, den die Welt, den in erster Linie sein Vaterland im letztvergangenen Sommer verlor, der Erinnerung an Hermann von Wissmann.

Ich nehme mir nicht vor, Sie durch Erzählungen von interessanten Episoden und Einzelheiten aus dem tatenreichen Leben dieses kolonialen Helden zu unterhalten, sondern ich will es versuchen, Ihnen an der Hand seiner Taten die Bedeutung Hermann von Wissmann's in der Entdeckungsgeschichte Afrikas und vor allen Dingen in der vaterländischen Geschichte im Hinblick auf die koloniale Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft unseres Volkes nachzuweisen und Sie mit der persönlichen Eigenart dieses Mannes bekannt zu machen.

Erlauben Sie mir zunächst, Ihnen einige Sätze vorzulesen, die im Jahre 1879 der rühmlichst bekannte und auch als Afrikaforscher verdiente Professor Dr. Paul Güssfeldt, der Leiter der ersten von der deutschen afrikanischen Gesellschaft entsandten Expedition in seinem Werke über diese niederschrieb, nachdem es ihm trotz wiederholter Versuche, trotz großer Energie nicht gelungen war, ins Innere vorzudringen. Güssfeldt schrieb: „Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß wir mit unseren Aussichten, von der Küste aus in das Innere vorzudringen, noch vor demselben Rätsel stehen wie vor 3 Jahren, nur ärmer an Hoffnungen. Die Trägerfrage ist ungelöst und die Haltung der Eingeborenen hat bewiesen, daß erst, wenn diese Frage ganz ins Reine gebracht ist, neue Hoffnung für eine Expedition geschöpft werden kann. — — — So lange der Handel nicht die Wege gebahnt hat, ist viel mehr Aussicht vorhanden, daß das westliche Äquatorialafrika von Osten her erforscht wird, als von der atlantischen Küste aus; einen nach der Küste ziehenden Reisenden würden dieselben Neger durchlassen, die den von Westen kommenden Eindringlingen den Weg verlegen.“

Die jüngste Geschichte der afrikanischen Entdeckungen hat diese Behauptungen zum Teil bestätigt und keiner derselben widersprochen. Stanley hat von Osten her die äquatoriale Zone durchmessen und hat, wenn auch unter blutigen Kämpfen, die Loangoküste an ihrer südlichen Grenze erreicht. Seinem Heroismus stellt sich der Erfolg ebenbürtig an die Seite; denn man darf fragen: Wer hat eine größere Tat auf afrikanischem Boden getan? Man darf aber auch fragen, ob

*) Vortrag gehalten von Rochus Schmidt, Major in der 3. Gendarmerie-Brigade.

selbst der Heroismus eines Stanley genügt hätte, dieselbe Reise in der entgegengesetzten Richtung auszuführen; ob nicht dieselbe Macht, die seine Träger an ihn fesselte, sie ihm abspenstig gemacht hätte auf dem Wege von West nach Ost? Wir müssen den Ausspruch Stanley's erwarten, um die Antwort aus dem Munde dieses einzig kompetenten Richters zu vernehmen". —

Ob überhaupt bezw. wann, wo und wie Stanley dieses von Güssfeldt gewünschte Urtheil abgegeben hat, ist mir nicht bekannt; wohl aber weiß ich — denn es erzählt's die Weltgeschichte —, daß bald ein anderer Richter, nicht der Amerikaner Stanley, sondern ein deutscher Landsmann sprach und zwar nicht ruhmredig — das war nicht seine Art — mit dem Munde, sondern in unausprechbarer Weise im Jahre 1882 durch die überzeugende Allgewalt der vollbrachten That. Dieser deutsche Landsmann war Leutnant Hermann Wissmann; seine That, die erste Großthat seines Lebens, die erste Durchquerung Äquatorial-Afrikas von West nach Ost, eine That, die Güssfeldt damals für kaum möglich hielt und für kaum möglich halten durfte.

Unserem verdienten Landsmann war es beschieden, sie als erster Europäer durchzuführen und zwar im Dienste derselben afrikanischen Gesellschaft, für die auch Güssfeldt gewirkt hatte.

Daß der damals junge in Rostock in Garnison stehende Leutnant Wissmann von der afrikanischen Gesellschaft zur Erforschung wichtiger Teile Innerafrikas ausgesandt wurde, verdankte er seinem Freunde und Lehrmeister auf afrikanischem Boden, Dr. Paul Pogge. Dieser erkannte den Wert Wissmann's, der bereits 3 Menschen vom Tode des Ertrinkens gerettet und sich dadurch die Rettungsmedaille und den Kronenorden verdient hatte.

Nachdem sich Wissmann auf der Seemannsschule in Rostock, wo er das Steuermannsexamen bestand, und auf der Universität, sowie durch Erlernung verschiedener Fertigkeiten praktisch vorbereitet und den nötigen Urlaub erhalten hatte, trat er im November 1880 mit Pogge die Ausreise nach Westafrika an. Die ursprüngliche Aufgabe der Reisenden bestand in der Erforschung von Muata Jamvo's Reich; das Ziel, das sie sich gesetzt hatten, war die Hauptstadt dieses Reiches. Eine Begegnung mit Dr. Buchner indes, der bereits die Aufgabe einer genügenden Erforschung des Lundareiches erfüllt hatte, war für Pogge und Wissmann Veranlassung ihren Plan zu ändern; und zwar stellten sich die Reisenden die Aufgabe weiter nach Norden vorzudringen und einen Teil der Zuflüsse des Kongo in ihrem mittleren noch ganz unbekanntem Laufe zu überschreiten. — Wie zu erwarten war, hatten Pogge und Wissmann die größten Schwierigkeiten zu überwinden. Solche bereiteten teils die Häuptlinge, welche die Erlaubnis zum Durchzug verweigerten und sich den Reisenden hemmend entgegenstellten, teils die Träger, die schwer für die gewagte Reise zu erlangen waren und mehrfach gemehschelt werden mußten. — Groß aber waren die Erfolge, denn die Expedition kam in Gebiete, die sich geographisch, botanisch und zoologisch ganz wesentlich von allen bislang erforschten unterschieden; sie gelangte zu Stämmen, die vom Vorhandensein weißer Menschen noch gar keine Ahnung hatten.

Sehr gefördert wurden die Ziele der Reisenden nach Überschreitung des Zulua von den Baschilange. Auf diesen Stamm hat sich Wissmann bei allen seinen westafrikanischen Unternehmungen in der Folge gestützt.

Vom Lukua ging es mit Baschilangeträgern weiter nördlich. Man kam an den bis dahin sagenhaften, von Livingstone bereits erwähnten, aber in eine ganz andere Gegend verlegten Sankurru. Die allgemeine Richtung dieses wichtigen Flusses wurde festgelegt, ebenso die der anderen zum Stromsystem des Kongo gehörigen von der Expedition überschrittenen noch unbekanntem Flußläufe.

Im April 1882 wurde der bekannte Handelsplatz der Araber am oberen Kongo, Nyangwe erreicht, ungefähr in der Mitte des zentralen, äquatorialen Afrika gelegen.

Auf dieser Reise war natürlich Wiszmann zuerst ein Lernender, ein Schüler Pogge's, aber ein sehr gelehriger Schüler des Meisters, der sich auf das Reisen in Afrika und die Behandlung der Eingeborenen trefflich verstand. Aber bald schon trat der Jüngere ganz besonders hervor; dazu war die Veranlassung einerseits eine schwere Erkrankung Pogge's, andererseits der Umstand, daß Wiszmann sich so glänzend in die ihm völlig neue Aufgabe hineinarbeitete, daß ihm schließlich ganz von selbst eine mehr führende Rolle in der Expedition zu fiel.

Für Pogge war es ein Glück, daß er einen so gelehrigen, so hervorragend, so außergewöhnlich für Afrika veranlagten Schüler hatte; denn wenn auch Wiszmann's Ruhm das Ansehen Pogge's bald weit überstrahlte, wird doch Pogge's Name andererseits gerade deswegen im Buche der Geschichte verzeichnet bleiben, weil er der Lehrmeister eines Wiszmann war.

In Nyangwe erfolgte die Trennung der beiden Reisenden und zwar zog Pogge wieder nach Westen, um gemäß dem Auftrage der afrikanischen Gesellschaft eine wissenschaftliche Station anzulegen; Wiszmann dagegen marschirte nach Osten weiter, nachdem es ihm gelungen war, bei den Arabern geradezu eine Vertrauensstellung und die notwendigsten Mittel für seine Reise zu erlangen.

Ogleich für Wiszmann die Möglichkeit vorlag, mit einer stärkeren Karawane der Araber nach der Ostküste zu reisen, machte er hiervon doch nur ganz beschränkten Gebrauch, indem er sich während kurzer Zeit der Karawane des bekannten Arabers Tibbu Tipp anschloß. In der Hauptsache aber marschirte er unter großen Fährlichkeiten mit nur 14 Bakussflaven nach der Küste. Während dieses Teils der Reise lieferte er bedeutsame Beiträge zur Erforschung des Tanganika.

Mitte November 1882 erreichte die kleine Karawane den indischen Ozean und Sansibar, wo es zunächst kein Mensch glauben wollte, daß ein Europäer angekommen war, der den Kontinent in seiner äquatorialen Breite von der Westküste her durchquert hatte. Das hatte man auch in Sansibar für unmöglich gehalten! —

Am so stolzer waren die Deutschen Sansibar's auf ihren mit einem Schlage berühmt gewordenen Landsmann. Und wie hatte dieser sein Ziel erreicht! — Ohne auch nur einen Schuß zu thun, ohne einem der Eingeborenen ein Haar zu krümmen trotz Feindseligkeit der Leute! — Das muß ich ganz besonders betonen im Gegensatz zum eisernen Stanley, der ja stets mit viel größerer Macht reiste als Wiszmann auf seinen Forschungsreisen. Aber gerade angesichts dieser Macht konnte Stanley leichter mit Demonstrationen auskommen und brauchte nicht so schnell, als er es in Wirklichkeit that, zur eigentlichen Waffengewalt schreiten. Aber Stanley kam es nur auf das Endziel an; wie er an dieses kam, war ihm egal; mit welchen Opfern, socht ihn nicht an; auch daran dachte er

nicht, ob etwa später Kommende, denen nicht gleich ihm Hunderte von Bewaffneten zur Verfügung standen, Nachteil davon hatten. — —

Wie anders Wißmann! — Nicht bloß als friedlicher, nur der Wissenschaft dienender Reisender vermied er die Anwendung von Gewalt aus Rücksicht auf die nach ihm Kommenden; auch in späteren Jahren, da er als Truppenführer gegen die Rebellen zog, da er als Reichskommissar strafend aufzutreten hatte, suchte er die Anwendung von Gewalt zu vermeiden, wenn er Grund hatte anzunehmen, daß vielleicht den friedlichen Missionar, den arglos reisenden Kaufmann oder Pflanzer später die Rache, die Vergeltung treffen könnte! Wie angenehm fällt weiter Wißmann's bescheidenes Auftreten uns auf im Gegensatz zur Macho und Reklame Stanley's! — — Ich frage noch im Hinblick auf Stanley: Wer hat Land und Leute besser kennen gelernt, der zweifellos große, kühne, der unsterbliche Erforscher des Kongo, oder unser Wißmann? — Ferner, welche Mittel hatte das reiche Amerika und England Stanley zur Verfügung gestellt, womit aber führte Wißmann seine erste Afrikadurchquerung aus? — Mit ganzen 30000 Mark. — Stanley selbst, der in der gleichen Zeit mehr als das Zehnfache brauchte, stellte als Maßstab für die richtige Bewertung der Leistung eines Afrikareisenden die Beantwortung der Frage hin: Wie viel kostet die Meile in einem absolut wilden Lande? — Unter Berücksichtigung alles dessen kann die Antwort nur lauten: Wißmann hat auch als Reisender und Erforscher Stanley übertroffen. — Stanley ist viel bequemer gereist; er machte sich's auf seinen Reisen viel leichter und konnte das auch, weil er viel mehr Mittel hatte; er hatte auch deswegen viel weniger Schwierigkeiten zu überwinden, weil er von der Ostküste auszog; aber er hat auch viel weniger gesehen und erforscht; er hat gar nicht so viel sehen können als Wißmann und zwar deshalb, weil er sich in der Hauptsache zunächst an die begangenen Straßen hielt, zum Teil im Gefolge der Araber reiste, und weil er später und zwar gerade bei der Erforschung des Kongo so gut wie durchweg den Wasserweg benutzte. Die Art dieses Weges aber gestattete ihm auch wieder nicht, Land und Leute so kennen zu lernen wie Wißmann, der der Regel nach — naturgemäß nicht immer — per Landmarsch vorwärts kam. — —

Die hervorragenden Leistungen Wißmanns und seine außergewöhnliche Befähigung für das afrikanische Wirken wurden insbesondere vom König der Belgier erkannt. — Dieser berief Wißmann dazu, die geographischen Kenntnisse die man vom Kongogebiet hatte, zu vermehren und Stanleys Forschungen zu ergänzen. Das ist in glänzender Weise von Wißmann bei Lösung seiner zweiten großen afrikanischen Aufgabe geschehen, auf der er den Kongostaat viel besser kennen lernte, als ihn der Erforscher des Hauptstromes selbst kannte, bei der Erforschung des Kassai. Diesen Auftrag führte Wißmann nur mit deutschen Expeditionsmitgliedern unter deutscher Flagge aus. Der König gestand Wißmann zu, daß alle wissenschaftlichen Sammlungen nach Deutschland gehen dürften. Die reiche Ausbeute der Wißmannschen Forschungsreisen befindet sich daher ausschließlich in den Räumen des Museums für Völkerkunde in Berlin.

Auf der Kassaiexpedition begab sich Wißmann zunächst ins Land der Baschilange, bei denen er auf dem linken Ufer des Lulua die Station Luluaburg gründete. Diese Station hat sich ausgezeichnet bewährt und ist die Zentrale des südlichen Kongogebiets geworden und geblieben. Als Wißmann an die An-

werbung der Mannschaft ging, strömten ihm die Baschllange geradezu in Scharen zu. Unter den Expeditionsteilnehmern befand sich auch der Häuptling Tschingenge und die, nebenbei bemerkt, schon ältliche Schwester des Häuptlings Mutenge, die einen außerordentlichen Einfluß auf ihren Bruder und die Bevölkerung ausübte, Sangula-Meta; sie hat Wißmanns Pläne und Ziele stets in erfreulichster Weise gefördert.

In der Folge blieben auf dieser Expedition Wißmann heftige Kämpfe mit den Eingeborenen nicht erspart; denn diese stellten sich sehr feindlich und verweigerten der Expedition die Fahrt auf den ihr Land durchfließenden Gewässern. Wißmann ließ sich nicht aufhalten. Das Resultat war die Durchforschung des südlichen Kongogebiets, insbesondere die Erforschung des Kassai, wohl des letzten, noch gänzlich unbekanntem großen Stromes unserer Erde, der eine Reihe von Flüssen in sich aufnimmt, die man bisher für selbständig hielt, sowie fast alle Gewässer des südlichen Kongobeckens, darunter auch den von Wißmann auf seiner ersten Durchquerung überschrittenen Sankuru. Durch die Expedition wurden alle bisherigen, nur auf Vermutungen unserer großen Afrikaforscher, insbesondere Stanleys beruhenden Anschauungen über die hydrographischen Verhältnisse des südlichen Kongogebiets von Grund aus verändert; die große Mehrzahl der Kongonebenflüsse und der zum Stromgebiet des Kongo gehörenden Wasserläufe erhielten statt des süd-nördlichen Laufes, den man ihnen auf der Karte zugewiesen hatte, im allgemeinen einen ostwestlichen Lauf. Die Erforschung Inner-Afrikas war in eine neue Phase getreten. Der deutsche Leutnant Wißmann hatte eine gewaltige Aufgabe gelöst; er steht, was allein die Ergebnisse dieser einen Reise angeht, schon durch sie ebenbürtig neben dem berühmten Entdecker des Kongo! —

Hierzu kam die Bedeutung der Wißmannschen Entdeckung für die Weltwirtschaft; denn dieser war allein auf dem Kassai ohne seine zum Teil recht bedeutenden schiffbaren Nebenflüsse eine Wasserstraße von 400 Meilen Länge eröffnet, eine Wasserstraße, die für den Handel wertvollere Gebiete erschloß als der Qualaba-Kongo selbst! —

Nach beendeter Erforschung des Kassai erfuhr Wißmann von dem Eintritt des deutschen Reiches in die Reihe der Kolonialstaaten. Der sich in ihm regende Wunsch, sich dem Kolonialdienst des eigenen Vaterlandes zu widmen, ging aber nicht in Erfüllung; denn der König der Belgier ließ eine Kraft wie die Wißmanns, der ihm noch weiter verpflichtet war, nicht freiwillig los und außerdem war eine Verwendung im direkten Reichsdienst damals bei uns noch nicht möglich, da das Reich in der ersten Zeit die Initiative den Privatgesellschaften überließ. Daher unternahm Wißmann nach kurzer Erholung in Madeira eine neue Expedition im Auftrage des Königs der Belgier.

Der Auftrag, den Wißmann nun auszuführen hatte, ging dahin, im südlichen und südöstlichen Kongogebiet politisch für den Kongostaat zu wirken und im Südosten besonders dem Gange der Sklavenjagden und des Sklavenhandels nachzuforschen, ihm nach Möglichkeit entgegenzuarbeiten und über den wirtschaftlichen Wert jener Gebiete zu berichten. In Zuluaburg stellte Wißmann seine Expedition wieder zusammen. Hier gelang es mit Leichtigkeit unter den Baschllange Träger für die weitere Reise zu erhalten; Tschingenge und Sangula-Meta folgten Wißmann auch auf dieser Reise. An Europäern begleiteten ihn der deutsche brave Schiffszimmermann Bugslag und der belgische Leutnant Le Ma-

rinel. — Dieser Expedition türmten sich in ihrem Verlauf außerordentliche Schwierigkeiten entgegen. Die feindliche Haltung verschiedener Stämme auf der einen Seite, auf der anderen herrschende Hungersnot und Krankheiten bereiteten Sorge und erschwerten das Vordringen. Dabei waren es zum Teil dieselben Gegenden, die Wiszmann schon früher durchzogen hatte. Woher war nun die Änderung gekommen? Nur durch das Vordringen der sklavensuchenden Araber in die westlichen Teile Inner-Afrikas, ins Gebiet des Kongostaates. Es sei mir gestattet, Ihnen zu verlesen, wie Wiszmann selbst die Gefühle schildert, die der Beginn des Jahres 1887 in ihm weckte. — Er schrieb: „Voller Sorgen sahen wir die Sonne des ersten Tages des Jahres 1887 aufgehen. Nach Norden und nach Osten drohte uns der finstere Urwald, dessen Qualen uns noch frisch im Gedächtnis waren; nach Süden und Westen, so hörten wir, war alles auf weite Entfernung hin entvölkert. Rings um uns lagerten 900 Menschen, durch Hunger und Strapazen sehr geschwächt. Wir setzten daher in trüber Stimmung unsere Reise fort nach Ostsüdost und trafen bei Kafungoi Pogges und meine alte Straße wieder. Aber, wie verändert. Wo uns früher Tausende von Benecki, die Bewohner der uns damals überraschenden schönen, reichen Stadt freundlich begrüßten, wo wir mit allen Genüssen, die ein reiches Land, von fleißigen Eingeborenen bewohnt, in Afrika nur irgend zu bieten vermag, geschwelgt hatten, wo wir in Frieden und Freundschaft von Dorf zu Dorf begleitet waren, da fanden wir jetzt eine durch Brand und Mord entvölkerte Einöde. Dieselben mächtigen Palmenhaine, die früher die Stadt der glücklichen Benecki bezeichneten, nahmen uns in ihre Schatten auf. Doch unheimliche Stille vertrat die freundlichen Begrüßungsrufe der harmlosen früheren Bewohner. Wo waren die Tausende und Abertausende des fleißigen Volkes, wo waren sie geblieben? Mich überließ ein Schauer der Wehmut bei diesem Anblick, bei der Erinnerung an die schönsten Tage unserer ersten Reise, die wir bei dem freundlichen Empfange der damals noch ganz unberührten, gutmütigen Wilden genossen hatten. Mich überkam heiß das Gefühl des Zornes, der innersten Empörung gegen die mörderische Brut habgieriger Sklavenhändler, die diese furchtbare Veränderung hervorgerufen hatten.“

Weiter führte Wiszmann seine Expedition nach Nyangwe. Freilich begab er sich dort direkt in die Höhle des Löwen, in den Machtbereich der Araber. Schon unmittelbar vor seiner Ankunft in Nyangwe hatte Wiszmann die Nachricht erhalten, daß heftige Kämpfe zwischen dem Kongostaat und den Arabern entbrannt und für ersteren verderblich gewesen seien. Er hatte also in den Arabern nicht nur ein großes Hemmnis, sondern geradezu offene, übermächtige Feinde zu sehen, denen er nur mit einer geschwächten Expedition kranker, von den Pocken dezimierter, halbverhungarter, zum Widerstand garnicht befähigter Eingeborener gegenüber treten konnte. Dazu kam, daß die Araber, wie Wiszmann erfuhr, auch in ihm einen Feind sahen, vom Kongostaat zu ihrer Bestrafung geschickt! —

Aber es half alles nichts; es gab gar keinen Ausweg, Wiszmann mußte nach Nyangwe, er mußte in die Höhle des Löwen hinein und mußte sehen, ob und wie er aus dieser wieder herauskäme.

In Nyangwe befand sich der Wiszmann bereits bekannte Wana Sefu, der Sohn Tibbu Tippis. Als Wiszmann mit diesem zusammenkam, erfaßte er sofort

die Situation. Er merkte, daß er sich ganz und gar in der Gewalt, bei Nicht besehen, in der Gefangenschaft der Araber befand und diese ihn als Geißel für Tibbu Tipp, der auf dem Wege nach Sansibar war, zurückbehalten wollten. Allerdings wurde die Gefangenschaft durch die Verstecktheit, oder, wenn man es anders nennen will, die Höflichkeit der Araber etwas verzuckert, indem sie ihn formell als Gast behandelten, den sie mit arabischer Gesellschaft und Macht umgaben.

Aus dieser höchst prekären Situation ist nun Wiszmann gradezu mit Glanz herausgekommen. Es kam ihm unter diesen Verhältnissen vor allem darauf an, seine Leute, seine braven Baschilange unter Le Marinel's Führung nach ihrer Heimat zu entsenden und zu retten, und das ist ihm meisterhaft geglückt. Das war nicht bloß ein Erfolg; das war, möchte ich sagen, unter solchen Verhältnissen eine kulturelle Tat. Bezüglich der eigenen Person machte Wiszmann aus der Not eine Tugend, er erklärte nämlich Sefu, auch seinerseits den Wunsch zu haben, mit Bugslag und einigen Leuten bei Sefu und den Arabern zu bleiben, und dann, sobald die Gelegenheit sich böte, mit ihrer Hilfe nach Osten weiter zu reisen. Und es ging alles gut. Wiszmann hatte Herz und Kopf auf dem rechten Fleck; er verstand es, den Argwohn der Araber zu zerstreuen und konnte, nachdem die Nachricht angekommen war, daß Tibbu Tipp in Sansibar in Sicherheit sei, den Machtbereich der Araber verlassen. Er zog über den Tanganika — Nyassa — Shire — Zambesi nach der Ostküste. So war aus dieser geographisch hochbedeutsamen Forschungsreise zugleich gegen den ursprünglichen Plan eine zweite Afrikadurchquerung geworden.

Die Erfahrungen und Beobachtungen, welche Wiszmann auf dieser Reise machte, sind von höchster Bedeutung für seine spätere Tätigkeit im Dienst der deutschen Regierung und für sein Vaterland geworden; denn, wie er bereits vorher die verschiedensten Negerstämme aufs Genauste kennen gelernt hatte, erlangte er hier einen tiefen Einblick in das Leben, Denken und Treiben der Araber.

Im Anschluß hieran ein paar Worte über die Art der Reisetätigkeit Wiszmann's. — Man spricht von einer älteren und einer neueren Schule der Afrikareisenden. Zur älteren Schule zählt man diejenigen, welche sich stärkeren Karawanen angeschlossen und unter ihrem Schutz reisend lediglich der wissenschaftlichen Arbeit sich widmen konnten, zur neueren Schule diejenigen, die sich nicht an andere anlehnten, sondern eigene Macht entfalteten. Die einen zählen nun Wiszmann der älteren, die anderen der neueren Schule zu. Hieraus folgt schon, daß er zu keiner der beiden Schulen gehörte. Ob übrigens Wiszmann selbst von dieser schematischen Einteilung etwas gewußt hat, ist mir unbekannt; jedenfalls hat er es auf den Reisen, wie auch sonst im Leben, nie mit dem Schema F, sondern nur mit seinem praktischen Sinne gehalten und er hat immer gewußt, das Beste herauszufinden. Wo er Erfolg damit hatte und haben konnte, stützte er sich — und das war weitaus die Regel — auf seine eigene Macht; wo nicht, lehnte er sich, und das war eine besondere Ausnahme, an andere an, ja, wenns sein mußte, begab er sich, wie wir sahen, in die Gefangenschaft der Araber. Kurz, in jeder Situation verstand er das, was die Minute bot, zu nutzen.

So durfte er ins goldene Buch des deutschen Volkes an der Jahrhundertwende als seinen Wahlspruch eintragen: „Viam inveniam aut faciam.“ (Ich werde einen Weg finden, oder einen solchen machen.)

Daß Wißmann der rechte Pfadfinder und Wegebahner war, das erwies er in Sonderheit in der zweiten sich an die großen Reisen anschließenden Ara seines Wirkens, in der Epoche des kolonialen, patriotischen Schaffens fürs eigene Vaterland; denn dies bedurfte bald nach der Heimkehr Wißmanns seiner Erfahrung und seiner Person und zwar für die Niederwerfung des Araberaufstandes. Die Ausführung dieser Aufgabe zeigt uns Wißmann auf dem Gipfel seiner Größe, auf der Höhe seines Ruhmes.

Bereits vor Ausbruch des Aufstandes hatte Wißmann, der ja im Innern mit dem Fühlen, Tun und Denken der Araber und Eingeborenen vertraut geworden war, auf die in Ostafrika drohenden Gefahren hingewiesen, ohne indes die nötige Beachtung zu finden.

Der Aufstand als solcher war, wie die Dinge lagen, unvermeidlich. Denn die Herrin des Landes, die D. D. A. G. hatte den Willen, im Lande geordnete Verhältnisse herzustellen; ja, sie mußte diesen Willen haben, sollte nicht der Schlandrian aus der geschichtlichen Vergangenheit des Landes mit in die Zukunft übernommen werden. Aber, da die Macht, diesen Willen durchzusetzen, fehlte, so brach unter Führung der Araber der Aufstand los. Eine hervorragende Rolle spielte in diesem der Halbblutaraber Buschiri, der selbst nichts Erhebliches zu verlieren hatte, dagegen viel zu gewinnen dachte.

Eine Anzahl Missionare, Missionschweftern, Beamte der D. D. A. G. waren ermordet, andere Deutsche von den Aufständischen gefangen genommen worden. Die Stationen der D. D. A. G. waren trotz vorzüglicher Haltung der Beamten mit Kriegsmaterial in die Hände der Rebellen gefallen. Nur 2 derselben, Bagamoyo und Daressalam wurden mit Hilfe der Marine gehalten. — Aber außerhalb dieser beiden Plätze konnte die Marine nicht viel helfen. Es bedurfte eines systematischen Vorgehens zu Lande mit ausreichenden Machtmitteln. — Für die Leitung dieses Vorgehens kam nur ein Mann in Frage und zwar Wißmann.

Wißmann, als Kaiserlicher Kommissar für Deutsch-Ostafrika mit außerordentlichen Vollmachten ausgerüstet, wurde durch das unbedingte Vertrauen des großen Kanzlers, der zu ihm sagte: „Ziehen Sie den Wechsel der Verantwortlichkeit auf mich“, seine Aufgabe wesentlich erleichtert; denn Fürst Bismarck garantierte damit, solange er im Amte war, eine großzügige Behandlung der Sache durch die Zentralinstanz. Diese Zeit, in der Wißmann, vom Vertrauen der Regierung, vom Vertrauen des deutschen Volkes getragen, seine ganze Kraft einsetzte gegen die Feinde, die wir draußen hatten, hat er denn auch, obgleich es auch da an Ärger ganz und gar nicht fehlte, als die schönste seines Lebens bezeichnet und sie in dankbarer Erinnerung behalten.

Ich würde Sie viel zu lange durch eine Schilderung der Niederwerfung des Aufstandes aufhalten. Ich beschränke mich darauf, Ihnen in einigen Worten zu sagen, wie Wißmann es in großen Zügen angefangen hat, die für uns Alle, wie auch für ihn selbst neue Aufgabe zu lösen.

Bunächst zeigte sich schon in Europa unmittelbar nach seiner Ernennung zum Reichskommissar sein großartiges Organisationstalent. Ihm war damals nicht, wie allen Späteren, ein Werkzeug gegeben, mit dem er arbeiten konnte. Das Handwerkszeug mußte sich der, der allerdings schon ein Meister war in seinem Handwerk, erst selbst schaffen. Nur einzelne Gehilfen standen ihm zur Seite, die

über etwas afrikanische Erfahrung verfügten. Es waren dies einzelne, aus dem privaten Kolonialdienst zu Wißmann übertretende Offiziere und Beamte und einzelne Offiziere der Armee, die ebenfalls vordem im Dienste kolonialer Gesellschaften ein par Erfahrungen erworben hatten. Es war damals recht schwer gewesen, koloniale Erfahrungen zu sammeln, denn denjenigen, die zur Erwerbung, Erweiterung oder sonstigen Mitarbeit in die Kolonien hinauszogen, wurde eine praktische Betätigung, die nicht nur keinen Vorteil, sondern entgegen der heutigen Zeit ausschließlich direkten Nachteil brachte, sehr erschwert.

Die damals aber von den Einzelnen gesammelten Erfahrungen schätzte Wißmann und sicherte sie dem Werke, das er zu vollbringen hatte.

Alle, die sich Wißmann zur Verfügung stellten, traten auch damals noch nicht in den direkten Reichsdienst, sondern in ein privatdienstliches Verhältnis zum Reichskommissar. —

Wenn es die Regierung damals noch vermied, sich direkt mehr, wie nötig einzumischen, so war das nur zweckmäßig. War doch die Sache, an welche das Reich nach Ausbruch des Aufstandes unter dem Zwang der Verhältnisse herantrat, eine so gänzlich neue, daß man keine Ahnung hatte, wie die weitere Entwicklung sein würde! — Eins war klar, man bedurfte zum Kämpfen, zum Niederwerfen des Aufstandes einer Truppe. Diese sollte damals noch keine Reichstruppe sein und das war gut; denn ging es schief, oder nicht so gut, wie man wünschte, so war immerhin die Reichsregierung nicht so direkt berührt, wenn die Truppe eine Privattruppe Wißmann's war. Außerdem hatte er mit einer nur ihm persönlich verpflichteten Truppe vielmehr Bewegungsfreiheit und viel weniger Rücksichten zu nehmen. — Außer der Formierung einer Truppe war die Beschaffung einer kleinen Flotille nötig; durch diese wurde er unabhängiger in seinen Entschlüssen und Unternehmungen, besonders auch von der Marine; und das war von sehr großem Wert.

Es war großartig, mitzuerleben, wie unter Wißmann gewissermaßen Alles im Handumdrehen erstand, zu sehen, wie sich Wißmann im Augenblick klar machte, was er brauchte, was er wollte, und, wie er das, was er wollte, in die Wege leitete und in die Tat umsetzte.

Was die Schutztruppe anlangt, so mußte Wißmann ebenso wie jeder Kundige, daß für das Innere des tropischen Afrika nur eine farbige Truppe zu verwenden ist. Er formierte daher ein deutsches Offizier- und Unteroffizier-Korps, unter das er farbige Mannschaften stellte. Die letzteren wählte der erfahrene Reisende aus den kriegerischen Stämmen des Sudans aus. Diesen Sudanesen aber fügte er in kluger Fürsorge noch ein anderes, ihnen ganz fremdes Element bei, von dem man annehmen durfte, daß es niemals mit jenen gegen uns konspirieren würde, nämlich Zulus, die einen der kriegerischsten Stämme Südafrikas ausmachen. Dazu traten noch einige Landeseingeborene Deutsch-Ostafrikas. — Somali warb er dagegen als Bootsmannschaften und für seine Schiffe an. —

Es erfolgte weiter die Einkleidung der Truppen in einer der Verwendung in den Tropen angepaßten Art und die Beschaffung von allerhand Kriegsbedarf.

Das Alles erforderte natürlich Zeit und vorbedachte Arbeit; aber diese Arbeit wurde binnen kürzester Frist getan. Im Handumdrehen war die Truppe, Deutschlands erste Kolonialtruppe, von Wißmann aus dem absoluten Nichts herausgeschaffen, aktionsbereit! —

So erwies sich Wischmann glänzend als Organisator, sehr im Gegensatz wieder zu Stanley, dessen Werk am Kongo unter seiner eigenen Führung gewaltige Risse erhielt.

Aus der Wischmann'schen Verwaltung will ich eins vorweg erwähnen, die Rassenverwaltung. Die war etwas stiefmütterlich bedacht; denn Wischmann brauchte seine Leute damals zum Tagewerken mit Schwert und Büchse, aber nicht mit Feder und Tinte.

Aber selbst diese Verwaltung funktionierte, wie dies in warmherziger Weise und mit besonderem Lob vom Dr. Kayser, dem ersten Kolonialdirektor, vor dem Reichstag anerkannt worden ist; ich will damit nicht etwa Wischmann als Finanzgenie preisen; ein solches war er nicht; für ein solches hat er selbst sich am allerwenigsten gehalten. —

In seiner Verwaltung aber hatte Wischmann stets große Gesichtspunkte im Auge; das zeigte sich schon im Anfang bei Erledigung der Personalien. Da fragte er nicht, was ist der Mann, sondern, wie ist der Mann. Ein eifersüchtiges Abwägen zwischen dem Juristen, dem Arzt, dem Kaufmann, dem Offizier blieb anderen Zeiten vorbehalten; damals gab's das nicht.

Stets ließ Wischmann seinen Untergebenen innerhalb des für sie bestimmten Rahmens ihre Selbstständigkeit und zwar war es auch wieder ein besonderes Talent von ihm, jeden nach seiner Individualität zu verwenden, wodurch das Ganze bedeutend gewann.

Wischmann war nicht bloß Vorgesetzter, sondern er zeigte sich seinen Untergebenen gegenüber als Kamerad und Mensch. Für Wischmann gingen alle, die ihn wirklich kannten, durch's Feuer. — Wir, die wir unter ihm gekämpft und gearbeitet haben, blicken nicht bloß mit Stolz auf jene große Zeit, in der uns Wischmann führte, nein auch mit Freuden gedenken wir der Zeit, in der alles Kleinliche unterdrückt wurde, der Führer für Alle sorgte, Alle für den Führer lebten und strebten.

Oft mußte ja der letztere korrigierend auftreten, wenn es galt, bei Einzelnen vorhandene Vorurteile, engherzige Anschauungen und Ansichten auf den verschiedensten Gebieten zu beseitigen; denn heimische Vorurteile in afrikanische Verhältnisse herüberzunehmen, ist eine Torheit. —

Im Verhältnis noch schöner als zu den Europäern, wenn das möglich ist, war die Stellung Wischmann's zu den farbigen Soldaten und den Landeseingeborenen. Trotz all der Sorgen und Arbeiten, die ihn stark in Anspruch nahmen, fand er immer noch die Zeit, sich mit dem Einzelnen unter den Schwarzen, mochte er der Truppe oder der Bevölkerung angehören, zu beschäftigen! Wischmann, schon seinem ganzen Wesen nach hervorragend zum Umgang mit den Eingeborenen veranlagt, dann routiniert durch die Praxis seiner großen Reisen, beschäftigte sich so gründlich mit den Leuten, daß erstens jeder von uns von ihm lernen mußte, ferner jeder von den Eingeborenen, soweit sie im friedlichen Verkehr mit uns waren, bald Vertrauen zum Reichskommissar faßte; hierzu kam ein Gefühl, das die richtige Mischung zwischen Liebe und Furcht enthielt. Die Bewunderung, die noch hinzutrat, drückte sich in den Wischmann von den Eingeborenen Ostafrikas und den Arabern beigelegten Beinamen aus, von denen der ihm zuletzt erteilte der akili arbai (40 facher Verstand) ist.

Schwierig waren die Verhältnisse, die Wischmann bei seiner Ankunft im Jahre 1889 in Ost-Afrika vorfand. Die Frechheit des Rebellenführers Buschiri, der es

vor der Ankunft Wismann's gewagt hatte, die unverschämtesten Bedingungen für Abschluß eines definitiven Friedens zu stellen, machte ein schnelles Vorgehen Wismann's gegen diesen nötig. Das fand zunächst im Verein mit dem Landungskorps der Marine gegen Buschiri's befestigtes Lager statt. Weiterhin wurde gegen die anderen Rebellenstellungen an der Küste operiert. Die Truppe, von Wismann geschult, erwies sich als allen Anforderungen gewachsen und als ein brauchbares Werkzeug in der Hand ihres Führers.

Selbstverständlich wurden zugleich mit der Wiedereinnahme der von den Aufständischen besetzten Küste da, wo es notwendig war, Stationen angelegt und in praktischer Weise befestigt und armiert. Von da aus wurde gegen die Rebellen im küstennahen Gebiet vorgegangen; im Einzelnen überließ hier Wismann das Vorgehen seinen Unterführern; sich selbst behielt er die Leitung der großen Aktionen vor. — Bei solchen vermied er gebliffentlich jede Künstelei und warnte dringend vor solcher; z. B. eine gekünstelte Teilung der Truppen, um sie dann an bestimmter Stelle und zu bestimmter Zeit zum Angriff einzusetzen, mochte er nicht, und das mit Recht.

Wir haben Erfahrungen gesammelt, die das bestätigen. Im tropischen Afrika heißt es, mit natürlichen Mitteln arbeiten, die Truppe zusammen und in der Hand behalten; in der Einfachheit liegt die Kunst, in taktischer Künstelei zeigt sich Mangel an praktischer Erfahrung. — Etwas, wovor Wismann auch warnte, war die Hurrahschneidigkeit, wie sie Wismann selbst nannte, die zu nichts nützte, sondern nur Verlegenheiten verursachen und Folgen haben konnte, die ev. gar nicht wieder gut zu machen waren. Daß jeder Bravour bewies, war ja selbstverständlich; aber im Übrigen steht in Afrika zumeist das Wägen vor dem Wagen. Wenn das letztere angebracht war, das mußte man ermessen können; dafür hatte Wismann selbst ein ganz ausgezeichnetes Empfinden; er verstand es vorzüglich, schwierige afrikanische Situationen zu erkennen und aus ihnen herauszufinden.

Die Hauptaktion, welche Wismann während des ersten Jahres der Kommissariatszeit nach dem Innern hin leitete, war eine Expedition nach Mpapua. Auf der Mpapuaexpedition wurden die mit Buschiri vereinigten Rebellen geschlagen und endgültig auseinander getrieben. Die Mpapuaexpedition bildete den Anfang und die Grundlage der Wiedereröffnung des großen Handelsverkehrs im Innern Deutsch-Ostafrikas. Durch sie wurde es auch der Stanley'schen Expedition mit Emin Pascha auf ihrem Zuge von der Äquatorialprovinz her möglich, unangefochten nach der Ostküste zu marschieren. Der Marsch dieser aus den verschiedensten Nationalitäten bunt zusammengewürfelten Expedition erfolgte nach Anlage einer Station in Mpapua von dort auf Befehl Wismann's unter deutscher Flagge unter meiner Führung nach Bagamoyo.

Nach der Mpapua-Expedition war noch Bana Heri, der gewandte, seine früheren Privilegien verteidigende Sultan Useghas, niederzuringen. Das gelang in einer Reihe sehr schwieriger, verlustreicher Gefechte. Dann aber, als es geglückt und Bana Heri ganz klein war, nahm Wismann seine Unterwerfung an; er nahm Bana Heri sogar in seinen Dienst und Sold.

Buschiri, der seine ganze Macht eingebüßt hatte, wurde von den Eingeborenen selbst gefangen genommen, ausgeliefert und endete am Galgen. —

Warum nun diese verschiedenartige Behandlung Bana Heri's und Buschiri's durch Wismann? — Lediglich, weil Buschiri, dem für seine Rolle beim Aufstand

nicht die Spur einer Entschuldigung zur Seite stand, schon durch sein Verhalten den Galgen mehr wie reichlich verdient hatte; bei Bana Heri, der seine früheren Privilegien, seine vermeintlichen Rechte verteidigte, war dies nicht der Fall; ferner hatte Bana Heri seinen angestammten Einfluß zum großen Teil immer noch behalten, Buschiri seinen usurpierten Einfluß gänzlich verloren. Buschiri konnte uns für nicht einen Pfifferling mehr nützen, Bana Heri hat uns noch Manches geleistet.

Wisßmann verstand es, wie kein zweiter unter den eingeborenen Machthabern und einflußreichen Persönlichkeiten diejenigen auszuwählen, die uns förderlich sein konnten und durch sie zu herrschen. Denn es wäre total verkehrt gewesen, mit den geradezu winzigen Mitteln und Kräften, die uns damals zur Verfügung standen, überall eine direkte Herrschaft ausüben zu wollen; dadurch, daß Wisßmann die richtigen Persönlichkeiten aus der Bevölkerung aussuchte und sie in autoritative Stellungen setzte, hat er seinem Vaterlande nicht nur viel Geld gespart, sondern ihm auch bedeutende Dienste geleistet, ebenso hat er die wirtschaftliche Entwicklung dadurch erheblich gefördert. Diese faßte Wisßmann mit seinem weiten, offenen Blick überhaupt stets ins Auge, selbst beim Kriegsführen. Zwar beweist die Größe seiner Erfolge und die Schnelligkeit, mit der sie errungen wurden, die Art, wie aus dem Nichts herauserschöpfend Wisßmann sie errang, daß er ein trefflicher Soldat, ein hervorragender, afrikanischer Führer war, aber es hieße, ihn degradieren, es hieße, seine Größe total verkennen, wenn man sie bloß auf dem militärischen Gebiete finden wollte; sie bestand in viel höherem Maße in der Ausnützung der Siege, in der Art, wie er nach seinen Siegen sich und uns das Vertrauen der Leute erwarb, wie er letztere an sich zu ziehen verstand. —

Mustergiltig war auch seine Politik vor und bei den Operationen im südlichen Küstengebiet, im Jahre 1890. — Die Zeit verbietet es mir, auf diese selbst näher einzugehen. Sie wurden stets geräuschlos, ohne Trara, eingeleitet mit Ruhe und Sicherheit, ohne Aufregung durchgeführt und nach ihrer Beendigung wurde ohne Schaumschlägerei in die Alltagsarbeit wieder eingetreten.

Vortrefflich war die Einteilung und Verteilung der Nachtmittel durch Wisßmann. Wisßmann stand dem, was man gewöhnlich unter Militarismus versteht, völlig fremd gegenüber. Sein Prinzip war nicht, sich überall einzumischen und die Truppen zu verzetteln, sondern ausreichend starke Kräfte in die für uns in erster Linie wirtschaftlich bedeutsamen und insolgedessen, also in zweiter Linie auch militärisch wichtigen Plätze zu legen, derart, daß uns hier wirklich eine dominierende Stellung gesichert war, und im Übrigen ein ausreichend starkes Expeditions-Korps auszuscheiden, das man überall da, wo es notwendig war, in die Waagschale werfen konnte.

Leider wurde von dem bewährten Wisßmann'schen System der Kräfteverteilung zum nachweisbaren Schaden des Schutzgebietes vor jetzt 14 Jahren, als Wisßmann nicht mehr am Ruder war, abgegangen. Zur Abänderung einer bewährten Organisation entgegen dem pflichtgemäß klar und deutlich ausgesprochenen Rate des dazu berufenen Sachverständigen, der Unheil voraussagte, gehörte damals nur der in billiger Sorglosigkeit gefaßte schnelle Entschluß eines landfremden Herrn. Als man aber in der Folge den richtig vorausgesagten Schaden besah, war die Wiederaufrichtung des bewährten alten Baues nicht möglich, denn die Bausteine fehlten, sie lagen im Lande verstreut umher. — Nach Wiedererwerbung des südlichen Küstengebietes nahm Wisßmann einen kurzen Urlaub nach der Heimat. Dieser Ur-

laub brachte ihm gleich zu Beginn eine große Enttäuschung, den kurz vor Wisemann's Ankunft in Deutschland abgeschlossenen deutsch-englischen Vertrag; denn durch diesen wurden die Chancen unserer Arbeit in Ost-Afrika sehr verschlechtert.

Freilich, der Empfang, den der mit dem frischen und reichen Lorbeer des Siegers heimkehrende Reichskommissar in Deutschland hatte, war großartig. Sein Kaiser erhob ihn in den erblichen Adelsstand; beim Volke wurde er glänzend aufgenommen. Wo er hinkam, glich sein Kommen dem Einzuge eines Triumphators. — Beim Fürsten Bismarck, der freilich das Staatsschiff nicht mehr steuerte, fand Wisemann, als er über die Niederwerfung des Araberaufstandes berichtete, eine gnädige Aufnahme. Die Anerkennung, die Deutschlands großer Staatsmann dem großen Afrikaner zollte, war letzterem ein hochwillkommener Lohn. —

Zu jener Zeit war es auch, als die Taten, das Wesen und Wirken Wisemann's Felix Dahn zu folgenden herrlichen Versen begeisterte, die er Wisemann mit einer gepanzerten Hand zusandte:

„Dazu gab Gott dem Mann die Hand, die schwertgefüge Rechte,
Daß er sein Recht, sein Volk, sein Land bis in den Tod verfechte,
Doch auch, daß sie das goldne Band herztiefer Freundschaft flechte,
Der Ehre, des Vertrauens Pfand, von Geschlechte zu Geschlechte.
Heil Dir, Du wackerer, tapfrer Mann, Du Held in Sagen-Sinne,
Was eine deutsche Rechte kann — man ward's mal wieder inne.
Das alte deutsche Heldenmark, die Welt hats neu erfahren:
Zum Greifen rasch, zum Schlagen stark und fest zum Treue wahren.“

Die Hand Wisemann's, die Felix Dahn besungen, „zum Greifen rasch, zum Schlagen stark“, sie trat bald nach Beendigung des Urlaubs wieder in Aktion, sie zeigte sich auch hier dem Vaterlande gegenüber als „fest zum Treue wahren.“ — — Denn es gehörte ein Entschluß dazu, die Arbeit als Reichskommissar wieder aufzunehmen unter den für Major vor Wisemann stark veränderten Verhältnissen. Die damalige Leitung der Politik hatte kein Verständnis für das Wesen, die Art, die Persönlichkeit und die Leistungen Wisemann's. Das war für Wisemann sehr deutlich zu merken; das mußte unwillkürlich seine Herzensfreudigkeit beeinträchtigen. Aber der treue Patriot drängte seine Bedenken zurück. Mit einem großen Erfolg beschloß er seine Tätigkeit als selbständiger Reichskommissar durch die Unterwerfung des Kilimandjarogebiets nach einer Reihe von Kämpfen und Verhandlungen, die ihn, wie alle sonstigen Taten auf seiner ganzen Höhe zeigten. Nach dieser Expedition nahm Wisemann Abschied von seiner Truppe. Der Abschied von der Truppe, die nun eine Kaiserliche wurde, fiel ihm schwer. Als Wisemanntruppe gehört sie fortan der Geschichte an; aber sie nimmt einen besonderen Ehrenplatz in dieser ein; den aber hat sie vornehmlich ihrem Begründer, ihrem Führer zu verdanken. Keiner der Kolonialskandale, die leider mehrfach an anderen Stellen und zu anderen Zeiten vorgekommen sind, befleckte ihren Ruf. Ich will uns nicht — das würde mir schlecht anstehen — besondere Tugend andichten; im Gegenteil vor der Kritik ehrbarer Sitten- und Splitterrichter würde Manches nicht bestehen; aber Taten, die den Ruf des Europäers schändeten, sind nicht begangen worden. Der zum geflügelten Wort gewordene Tropenkoller hat damals keine schlechten Früchte gedeihen lassen. — Ist das etwa nur ein Zufall? — Wie steht's denn mit dem Tropenkoller? — Meiner Ansicht nach sind die im sogenannten Tropenkoller begangenen Exzesse entweder

Taten eines Menschen, dessen Nerven unter dem Einfluß der Tropen zerrüttet sind, der dann unter Umständen mehr zu bedauern als zu verdammen ist, oder es sind Ausschreitungen einer brutalen, übel veranlagten Person, die hierzulande unter steter Aufsicht lebt und nicht so leicht Gelegenheit hat, ernsthaftes Unheil anzustiften, die aber da draußen, naturgemäß sich selbst überlassen, die ungebundene Freiheit nicht vertragen kann. — — — Nun liegt vielleicht die Erklärung dafür, daß unter Wischmann alles reinlich war, mit darin, daß dieser erstens seine Pappenheimer kannte und erkannte, ihnen die richtigen Plätze anwies und, wenn er sich wirklich mal in den Personen irrte, was ja selbstverständlich auch vorgekommen ist, diesen Irrtum rechtzeitig bemerkte und schnellstens korrigierte.

Mit dem 1. April 1891 wurde in Deutsch-Ostafrika der Reichskommissar durch einen Gouverneur ersetzt, dem einige Reichskommissare zur Verfügung gestellt wurden. Den Posten eines solchen Reichskommissars zur Verfügung des Gouverneurs erhielt Wischmann. In dieser Dienststellung lag ja eine gewisse Abhängigkeit vom Gouverneur ausgedrückt. Es war bei der Eigenart der afrikanischen Verhältnisse und der Person Wischmann's natürlich, daß er auch in der neuen Stellung das weiter tat, was er wollte. Er wollte aber das tun, was der Kolonie zum Segen gereichte und zum Besten des Vaterlandes war.

Deswegen hat er sich eine ganz neue Aufgabe gestellt, für deren Lösung es wohl lohnte, die Kraft eines Wischmann einzusetzen und wieder einen Teil der Nerven auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern.

Es galt ihm, den ersten deutschen Dampfer nach einem der großen zentral-afrikanischen Binnenseen zu bringen. Das hat Wischmann ausgeführt und zwar hat er den Dampfer unter Überwindung großer Schwierigkeiten nach dem Nyassa gebracht und dort seinem Element übergeben. Das war eine schöne Leistung; es war die erste dieser Art, die von uns Deutschen zu Wege gebracht wurde; aber, wenn wir ehrlich sein wollen, das konnte auch schließlich ein Anderer zu Stande bringen, wenn er ein tüchtiger Mann war, seine Sache verstand und Erfahrung hatte. Eines Wischmann hätten wir, nur um den Dampfer auf den See zu bringen, nicht unbedingt benötigt. Aber Wischmann faßte auch seine Aufgabe größer auf; mit dem Dampfer allein das war ihm das Wenigste; das war ihm sogar eine recht langweilige Arbeit, die Tausende von Lasten nach dem Nyassa zu schaffen.

Wischmann kam es vielmehr auf den politischen Stapellauf des Dampfers, ihm kam es darauf an, den Dampfer in das Fahrwasser zu setzen, das seine wirtschaftliche Bestimmung, seine Kulturmission ihm zwies. Denn die Ziele, denen Wischmann im Seeengebiet nachstrebte, lagen auf politischem, kulturellem und wirtschaftlichem Gebiet.

Was uns über diejenigen hoch erhebt, die während der Jahrhunderte vor uns in Ostafrika herrschten, ob es nun Perser, Portugiesen oder Araber waren, sollte ja gerade das Streben sein, wirtschaftliche Ziele nicht für den Tag, nicht für das Jahr, nicht einmal für das Jahrhundert, sondern dauernd zu verfolgen und eine entwicklungsfähige Grundlage für die kommenden Geschlechter zu schaffen zum Segen des Landes, zum dauernden Vorteil und Segen des kolonisierenden Mutterlandes. —

Worauf kam es aber den früheren Machthabern, von denen uns die Geschichte spärliche Kunde giebt, in Ostafrika an, was wollten sie? — Geld verdienen und zwar Geld verdienen für den Tag! — Das ist ja sehr schön und das kann man

auch heutigen Tages den Einzelnen nicht verdenken aber eine nur diesen Zweck verfolgende Wirtschaftspolitik muß doch, selbst wenn sie Jahrhunderte überdauert hat, als eine zum Ruin des Ganzen führende egoistische Augenblickspolitik bezeichnet werden. — In den Ländern aber, in denen Wißmann wirkte, ging man früher bei Besitzergreifung der Waaren, die nach der Auffassung der Herrschenden die wirtschaftlichen Werte darstellten, sowohl der Sklaven, wie der tierischen und Landessprodukte unbekümmert um die Zukunft, um die kommenden Geschlechter zu Werke. Ein Hinweis auf die dezimierenden Sklavenjagden, das Hinschlachten der Elefanten und des sonstigen Tierreichthums und den allenthalben betriebenen Raubbau zeigt, daß nur der Augenblicksvorteil ins Auge gefaßt wurde.

In der heutigen Zeit schützen die modernen Anschauungen die Eingeborenen und das Land vor Ausbeutung. Es sind aber nicht allein die Anschauungen des Kulturmenschen, die den Eingeborenen zu Gute kommen, es ist in mindestens ebenso hohem Grade das zwar egoistische, aber von einer vorausschauenden Politik mit Energie zu verfolgende Bestreben, die wirtschaftlichen im Volke und im Lande liegenden Kräfte zu erhalten und weiter zu entwickeln.

Und in dieser Hinsicht hat, mag man das Wirtschaftliche oder das Kulturelle voranstellen, die Dampferexpedition Wißmann's im Seeengebiet hervorragend und bahnbrechend gewirkt. — Hier war das rationelle Hand in Handgehen der militärischen und wirtschaftlichen Maßnahmen, das so oft in unserer Kolonialgeschichte vergebens gesucht wird, während es doch unbedingt immer vorhanden sein mußte, deutlich erkennbar.

Es ist geradezu eine Freude festzustellen, wie Wißmann's geschickte Hand die schwierigen Verhältnisse im Seeengebiet regelte, wie er sich dort in seinem Element zeigte, als er die großen Eingeborenen-Häuptlinge, die europäische Macht noch gar nicht kennen und noch viel weniger achten gelernt hatten, zum Anschluß an die deutsche Herrschaft bewog; als festen Stützpunkt der letzteren legte der alte Praktiker die trefflich eingerichtete und verteidigungsfähig ausgebaute Station Langenburg am Nyassasee an. Freilich mag bei der Haltung der Eingeborenen, von denen der weitaus größte Teil sich ganz im Guten und völlig freiwillig unterwarf, der auch im Seeengebiet rühmlichst bekannte Mann des Bezwinners der Araber stark mit ins Gewicht gefallen sein.

Allerdings mußte Wißmann, ehe die deutsche Herrschaft allenthalben anerkannt war, Kämpfe und zwar erfolgreiche Kämpfe gegen die sklavenraubenden Stämme ausfechten. — Erst nachdem den Eingeborenen auch in jenen Gebieten Respekt vor der deutschen Macht eingesflößt war, war der Dampfer „Hermann von Wißmann“ ins richtige Element gesetzt, der Dampfer, dessen erster Steuermann auch der beste Steuermann war, den wir in Afrika hatten, Hermann von Wißmann. — Seine Nerven freilich waren durch diese letzte Expedition wieder mal — was Wunder nach solcher Tätigkeit — zum großen Teil dahin! —

Wißmann suchte nun Erholung in der Heimat und fand hier neue Anerkennung. Hier fand er auch sein Lebensglück an der Seite einer geliebten Frau, die ihm im Verlaufe einer zehnjährigen unendlich glücklichen Ehe 4 Kinder, einen Knaben und 3 Mädchen schenkte, sein Lebensglück, das ihn für so manches entschädigte, ihn für die harte Arbeit seines Lebens im Dienste des Vaterlandes belohnte! —

Aber es war für ihn noch nicht genug der Arbeit in Afrika getan. — — Deutschlands dritter Kanzler, Fürst Hohenlohe, brachte ihn in Vorschlag für den Posten, auf dem wir ihn schon längst gern gesehen hätten, nämlich des Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika. — Als solcher mußte Wiszmann mit den Verhältnissen rechnen, wie sie sich inzwischen ohne ihn entwickelt hatten. Es wäre auch total verfehlt, kleinlich und unverständlich gewesen, wenn Wiszmann den Faden der Verwaltung als Gouverneur an das Reichskommissariat hätte anknüpfen wollen. Es giebt zwar Leute, die koloniale Verhältnisse immer nur durch die Brille der Vergangenheit betrachten; zu diesen aber gehörte Wiszmann nicht, sondern er hatte außer sehr vielem Anderen in seiner langjährigen Afrikapraxis das erkannt, daß die dortigen Verhältnisse unter europäischem Einfluß sich ganz ungemein verändern und ein verständiger Verwaltungschef auch seine Maßnahmen danach treffen muß, daß er aber nicht hartnäckig auf einem von den Ereignissen überflügelt Standpunkt verharren und sich dagegen stemmen darf, aus der Geschichte zu lernen.

Ich übergehe die Reisen, die Wiszmann als Gouverneur im Schutzgebiet machte, übergehe auch alles das, was er Gutes und Schönes während der Gouverneurszeit tat, und erwähne nur, daß er in einzelnen Fällen, wo es galt, Exempel zu statuieren, eiserne Energie bewies, im Übrigen aber mit weiser Milde regierte. Einen schönen Erfolg erzielte er durch Entwaffnung von großen Rebellenhaaren, die vom englisch-ostafrikanischen Gebiet her unsere Grenze überschritten und nun im deutschen Gebiet angesiedelt und zu einem brauchbaren Bestandteil der Bevölkerung gemacht wurden. Die hier von Wiszmann bewiesenen Loyalität und Festigkeit darf man als mustergültig bezeichnen. Im Übrigen erwähne ich aus der Gouverneurszeit nur noch kurz das, was er für die Zukunft des Landes getan hat.

Ich muß in dieser Hinsicht seine Anregungen betonen, die auf Änderung der Bodenpolitik abzielten. Es war in Deutsch-Ostafrika bislang zu wenig Bedacht auf das genommen worden, was wir in resp. von unserer Kolonie wollten. Kam es doch nicht darauf an, daß ein Paar Spekulanten Geld durch günstige An- und Verkäufe verdienten, ja im Hinblick aufs große Ganze, auf die Zukunft nicht einmal in erster Linie darauf, daß etwaige Ansiedler und Gesellschaften reüssierten, sondern am letzten Ende darauf, daß der Boden in rationeller Weise überall in Kultur genommen würde, sei es von Europäern oder Eingeborenen, damit eins der Endziele unserer Kolonialpolitik in tropischen Kolonien erreicht wird, die Schaffung von Rohprodukten für unsere Industrie, die wirtschaftliche Stärkung und Hebung der Eingeborenen zu Gunsten unseres Handels. — — —

Diesem Ziele, das erst im Laufe der Zeit zu erreichen ist, näherte man sich — naturgemäß ja nur um eine kleine Benignkeit — durch Bestimmungen, die auf Wiszmann's Veranlassung hin getroffen wurden und erstens die wüste Bodenspekulation verhinderten, zweitens der Regierung mehr Einfluß bei Vergebung von herrenlosem Land sicherten, um dessen Kultur zu befördern. —

Wie in der Regelung der Bodenfrage war auch bei der Besteuerung der Eingeborenen Wiszmann's Wirken von einschneidender Bedeutung. Wiszmann war der Ansicht, daß, soweit überhaupt von dem wirksamen direkten Einfluß der Regierung die Rede war, also im direkten Machtbereich der Stationen, die Einführung einer Steuer sich empfehle. In dieser Erkenntnis bereitete er eine solche und zwar eine Hüttensteuer vor. Er dachte selbstredend nicht daran, diese in Ostafrika mit einem Schlage durch den preußischen Exekutor durchzuführen, sondern sie

ganz allmählich und ohne bureaukratische Engherzigkeit und Härte unter möglichster Schonung der Eingeborenen mit dem Fortschreiten der Verwaltung in die Wege zu leiten.

Die Einführung selbst geschah ganz im Sinne Wischmann's durch die beiden auf ihn folgenden Gouverneure. Wenn in den letztvergangenen Jahren speziell im Süden des Schutzgebietes bei der Eintreibung, Durchführung und Ausdehnung der Steuer unzuweckmäßig verfahren wurde, so beweist dies selbstredend nicht das Geringsste gegen die Hüttensteuer selbst.

In dem Aufstand übrigens, der ja unter anderem auch mit der Hüttensteuer in Verbindung gebracht wurde, hat man wohl nichts anderes zu sehen, als eine blutige Mahnung dafür, erstens die hohen Ziele mit Festigkeit zu verfolgen, die einer überlegten, nicht bloß vom Enthusiasmus des Augenblicks und der Hurrastimmung eingegebenen Kolonialpolitik vorgezeichnet sein müssen, und zweitens die Mittel anzuwenden und aufzuwenden, die zur Erreichung solcher Ziele nötig sind. — Die unliebsamen Ereignisse in Ostafrika stellen unter dieser Voraussetzung nur ein kleines, durch Kampf und Arbeit zu bewältigendes Hemmnis auf dem Wege unserer kolonialen Wirtschaftspolitik dar, auf dem in praktischem Wirken ein Wischmann unser Pfadsucher und Pfadfinder war.

Freilich als Gouverneur wahrte seine Arbeit nicht lange; denn leider war seine Natur durch das aufreibende Leben in den Tropen derart geschwächt, daß er recht häufig erkrankte. Besonders waren es wieder seine Nerven, die einen Stoß bekommen hatten. — Nichtsdestoweniger zeigte sich Wischmann auch während der Gouverneurszeit gerade in den schwierigsten Situationen auf vollster Höhe. In Lagen, in denen selbst ganz gesunden, auf verantwortungsvollen Posten stehenden Männern das Herz etwas mehr nach unten rutscht, war Wischmann gerade in seinem Element. Da wußte er immer die richtigen Entschlüsse zu fassen und diese mit Anspannung aller Kraft in die Tat umzusetzen; da trug er die vollste Verantwortung für alles, was er beschloß und unternahm; er tat stets nur das, was er selbst für richtig hielt; niemals ließ er sich nach Art charakterloser Schwächlinge von Zweckmäßigkeitsrückichten leiten.

Trotzdem hatte die Stunde für sein Ausscheiden aus dem aktiven Staatsdienst im Jahre 1896 geschlagen. Die Billigkeit erfordert es, der Mythe entgegenzutreten, daß dies Ausscheiden aus politischen Gründen bzw. auf Initiative der vorgesetzten Behörde hin erfolgt sei. Es fand vielmehr statt aus ureigenem Entschluß, weil Wischmann selbst den Anforderungen, die er bei seinem hohen Pflichtgefühl an seine Person zu stellen gewohnt war, nicht mehr zu genügen meinte. Er hatte seine ganze Kraft im Dienste des Vaterlandes während eines an Arbeit und Erfolgen überreichen Lebens hingeopfert. Das Wort, das in einem der Nachrufe über Wischmann auf diesen angewandt wurde „*Patriae inserviando consumor*“ hätte er als Motto über sein Abschiedsgesuch setzen dürfen! —

Nachdem Wischmann als Gouverneur zur Disposition gestellt war, trat er im Wesentlichen ins Privatleben zurück. Er suchte zunächst Erholung in der schönen Heimat seiner alten Mutter zu Lauterberg a. S. — Dies idyllische Städtchen mit seiner herrlichen Natur und großartigen Umgebung war ihm schon seit langer Zeit ans Herz gewachsen und zur zweiten Heimat geworden. Hier im schönen Harzwald erholte er sich wieder. Von da aus unternahm er, angeregt durch sein Interesse für die Natur und Tierwelt, als Jäger noch große Reisen nach Sibirien und Südafrika.

Aus Südafrika krank zurückkehrend siedelte sich Wisßmann 1899 auf den Rat der Ärzte insbesondere wegen seines asthmatischen Leidens in Obersteiermark und zwar in Weissenbach an. — Im Jahre 1900 nahm er, der warmherzige Tierfreund, als Delegierter der deutschen Regierung an den Verhandlungen der von ihm selbst angeregten afrikanischen Tier- und Wild-Schutzkonferenz in London Teil, der er durch seine Person und Erfahrung lebendige Kraft verlieh.

Nicht unerwähnt lassen darf ich sein schriftstellerisches Wirken in Steiermark, das ihm Gelegenheit bot, des öfteren als berufener Berater unseres Volkes in kolonialen Fragen aufzutreten.

In der Hauptsache aber lebte er in Weissenbach ganz der Familie; er genoß hier das reinste Familienglück. In seiner Frau und den 4 Kindern ging der Gatte und Vater geradezu auf.

Wie er seinem Kaiser und dem Vaterlande mit beispielloser Hingebung gedient hatte, so wahrte er in seinem Tuskulum die Treue bis ins Grab auch seiner Familie und denen, die er in seinen Freundeskreis aufgenommen hatte, ich kann sagen in vorbildlicher Weise. Das gute Herz des alten Führers, seine Bereitwilligkeit, zu helfen, ist von manchem der früheren Gefährten ausgenutzt, Gutes auch sonst nicht immer mit Gutem vergolten worden.

Ein Teil der wirklichen Freunde Wisßmanns hatte in der Steiermark Gelegenheit, das Glück der Wisßmannschen Familie mit anzusehen, ein Glück, das im vergangenen Jahr so jäh und schrecklich durch einem Unfall bei Ausübung der Jagd vernichtet wurde. An dem Unfall war nicht ohne Schuld die große, manchem von uns bekannt gewesene Unvorsichtigkeit Wisßmanns als Jäger, die ihn schon früher sowohl in Afrika wie in Europa mehrfach in Gefahr gebracht hatte.

Wenn ich hier von einem Unfall spreche, so geschieht das nicht in der Absicht, etwas zu vertuschen oder zu beschönigen, sondern ich spreche aus meiner innersten Überzeugung heraus; diese aber ist aufgebaut auf dem Resultat der Feststellungen einer Gerichtskommission und auf dem, was ich im letzten Sommer in Steiermark von einwandfreien und urteilsfähigen Personen als authentisch erfuhr.

Wisßmann verunglückte zu einer Zeit, da er mit der Verwirklichung von Plänen, die ihm am Herzen lagen, sich befaßte, zu einer Zeit, da er sich gesundheitlich verhältnismäßig wohl fühlte und sich vor allen Dingen selbst seiner Familie zu erhalten wünschte.

Nach dem Tode Hermann von Wisßmanns wurden seine irdischen Überreste dahin übergeführt, wo sie hingehörten, in das deutsche Vaterland; in heimischer Erde fanden sie die letzte Ruhestatt.

Am Tage der Beisehung unseres unvergeßlichen Führers vereinigten wir früheren Wisßmannsoffiziere uns zu dem Entschluß, den Entschlafenen durch ein Denkmal zu Lauterberg a. S., seiner zweiten Heimat, zu ehren. — Wird doch im schönen Harz das ehernerne Standbild des großen Kolonialhelden alljährlich von vielen Tausenden deutscher Landsleute aus allen Gauen unseres Vaterlandes besucht, besichtigt und hoffentlich, ebenso wie der, den es darstellen wird, bewundert werden! —

Ich bitte, dieser Denkmalsidee zum Schluß noch wenige Worte widmen zu dürfen.

Ich muß dabei mit einem Dank beginnen. Denn Dank sind wir, die wir die Ehrung anregten, in hohem Maaße schuldig — der Kaiserlichen Kolonialbehörde,

die uns nicht nur unterstützt und geholfen, sondern die sich in der richtigen Erkenntnis der hohen Verdienste Wißmanns, ich kann fast sagen, geradezu mit uns vereint hat, ebenso wie dies die von der Besichtigung der Kolonien zurückgekehrten Reichstagsabgeordneten ausnahmslos, sowie überhaupt Reichstagsabgeordnete aller staats-erhaltenden Parteien taten. Dank sind wir weiter schuldig einem großen Teil unserer Presse, die uns unsere Idee in der Nation verbreiten und fördern half, Dank nicht zum wenigsten den auch hier zahlreich versammelten Freunden und Verehrern und Bewunderern Wißmanns, die durch materielle Hilfe unser Werk nicht nur gefördert, sondern schon annähernd gesichert haben. — Sodann bitte ich diejenigen, welche an der Ehrung Wißmanns bislang sich noch nicht beteiligt haben, falls sie sich für diesen kolonialen Helden nunmehr zu erwärmen vermögen, auch ihrerseits unsere Idee, jeder nach seinen Kräften, fördern zu wollen. Alle aber bitten wir, unsere Idee in weitere Kreise tragen zu wollen. Denn wir bedürfen noch nennenswerter Mittel. Es soll ein eines Wißmann würdiges Denkmal im großen Stil werden und zugleich ein koloniales Wahrzeichen, das sich verkörpert in der Person dessen, der bei ruhmreichem Wirken über dem Ozean unseres Volkes bester Führer war, ein Wahrzeichen auch dafür, daß wir uns gerade in der heutigen Zeit von der gänzlich unnötigen kolonialen Niedergeschlagenheit freimachen und das Banner einer gewissen vernünftigen kolonialen Hoffnungsfreudigkeit entfalten. — Ich weiß, wir haben Grund stolz zu sein auch noch auf andere Leuchten unseres Volkes auf kolonialem Gebiet und besonders auf die ruhmreichen Erforscher des dunklen Weltteils in älterer und auch in neuerer Zeit. — Aber als Bahnbrecher, der in unserem Vaterlande die Brücke von dem kulturellen Wirken für die Menschheit zum kolonialen Schaffen baute, kommt nur ein einziger in Betracht und der ist Hermann von Wißmann. — Ich habe nicht ohne Absicht den Amerikaner Stanley mehrfach am heutigen Abend im Vergleich zu Wißmann gestellt; Stanley galt lange als der Größte unter allen Afrikanern. Seine Größe kann, will und wird ihm niemand nehmen. Aber Wißmann, meine ich, schlug ihn auf allen Gebieten afrikanischen Wirkens.

Der Name des Entdeckers, der Ruhm des Organizers, der Lorbeer des Siegers, die Palme des Kolonizers und Förderers der Kultur. — Alles wurde Wißmann zu Teil! —

Wohl uns, wohl unserem Vaterlande, wenn wir auf den einzelnen Gebieten des nationalen und wirtschaftlichen Lebens so glänzende Vorbilder haben! —

Kleine Schwächen, die ein strenger Richter finden kann und die nicht ge-
leugnet werden sollen, können den Glanz des Namens „Hermann von Wißmann“ nicht verdunkeln! —

Und doch bin ich der Ansicht, daß die Bedeutung Wißmanns, der ja auf einem der Nation noch zu fremden Felde tätig war, im deutschen Volke, ja selbst in den kolonialen Kreisen unseres Volkes noch lange nicht genügend gewürdigt wird. Deshalb ist es das Recht, ja die Pflicht derer, die ihn wirklich erkannten, seine Verdienste uneingeschränkt urbi et orbi zu verkünden, um sie so in weitere Kreise zu tragen und sich nicht beirren zu lassen, wenn hier oder da jemand meint, es geschähe zu viel. Denn die überragende Größe unserer toten Helden lassen wir uns deswegen nicht verkürzen, weil noch nicht alle sie erkannten! — —

Der Präsident der mit unserem Komitee getreulich zusammen arbeitenden deutschen Kolonialgesellschaft, Seine Hoheit Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, ist als erster öffentlich, da er die Größe Wißmanns erkannte, für dessen Ehrung

eingetreten. Es wird auf seine Anregung Wismann ein würdiger Denkstein in Daresalam unter Palmen am Meeresstrand errichtet werden. Da Seine Hoheit auch den Ehreuvorsitz in unserem Denkmalskomitee übernommen hat, wird bei beiden Ehrungen gemeinsam und einheitlich vorgegangen. Beide Ehrungen vereinigen sich zu einem Ganzen.

Die Mittel für den Denkstein in Daresalam sind vorhanden. Wir haben daher die Hilfe unserer Nation nur noch für das Denkmal im tannendurchrauschten preussischen Heimatland zu erbitten.

Mögen unserem Volke über den Meeren, besonders in ernstesten Zeiten, bei Sturm und schlechtem Wetter, immer Führer zur Verfügung stehen von der kern-deutschen Eigenart und der schöpferischen Kraft des Mannes, den wir ehren wollen, dem zu allen Zeiten das Wohl des Vaterlandes oben anstand, Hermann von Wismanns, dessen ganzer Lebensgang die Mahnung an unsere Jugend, die Mahnung an uns alle richtet, die sich in dem Wort, mit dem ich schließe, ausspricht: „Ans Vaterland, ans teure schließ Dich an“.

Rochus Schmidt.

Die Karolinen-Insel Jap.

(Schluß.)

C. Festlichkeiten und Erholungen.

Da die Japbewohner wenig arbeiten und auch die Sorgen eines handels-eifrigen Geschäftsmannes nicht kennen, erübrigt ihnen um so mehr Zeit zu Festlichkeiten und Erholungen.

Sehen wir uns zuerst ihre Feste an und sprechen wir dann auch noch etwas über ihre sonstigen Erholungen.

1. Die Festlichkeiten. Wir wollen vor der Weise der Fest-Feiern zunächst einige Fest-Zeiten oder Gelegenheiten kennen lernen.

a) Die Fest-Zeiten sind zum Teile regelmäßig im Jahre wiederkehrend. Jeden Monat haben wir das Vollmondsfest; jedes Jahr das Fest des Galuff mit religiösem Charakter und das sogen. Kinder-Fest, das jedoch in den einzelnen Dörfern zu verschiedener Zeit gefeiert wird.

Unregelmäßiger, aber auch zahlreicher sind die Gelegenheitsfeste. Ist ein großes Gemeindehaus vollendet, oder der Bau eines Weges oder Dammes, oder sind die Kanoes von Mogomog angekommen oder wieder zur Abfahrt bereit, kehren Japleute von Palaos oder Matelotas zurück, stirbt ein großer Häuptling, hat ein größerer Handel glücklichen Abschluß gefunden, kurz bei einer ganzen Reihe von Anlässen, in neuerer Zeit auch bei Weihnachten, Kaisers Geburtstag, wird je nachdem auf der ganzen Insel oder bloß in einem oder andern Distrikt oder Dorf ein fröhliches Fest gefeiert. Vielleicht darf ich hier schon erwähnen, daß man trotz seiner Festesfreudigkeit Hochzeits-Feiern oder Geburtstags-schmäuse nicht kennt. Ohne Sang und Klang tritt man ins Dasein und in die Ehe. Wird aber „gefestet“, dann auch recht feste. Schauen wir uns nur mal

b. die Fest-Feier an.

Auf zahlreiche Einladungen, ja vielfach ohne eine solche, aus bloßer Neugier und angeborener Schaulust kommt eine große Menschenmenge am Festort zusammen, wobei, da die Wege meist per Kanoe über Wasser zurückgelegt werden, sich allmählich eine ganze Flottille dieser leichten, niedlichen Fahrzeuge ansammelt, die den sonst oft so still beschaulichen, zwischen Mangroven versteckten Buchten und Ankerplätzen ein unruhiges, buntes Festgepräge verleihen.

a) Vor allem wird nun bei lebhaftem, fröhlichem Plaudern tüchtig gegessen und getrunken. Ganze Berge aufgestapelter Kokosnüsse und Bananen, wahre Haufen von Fischen und Dams, große Portionen des sonst kaum angerührten Schweines verschwinden in hungrige und — schon gefättigte Mägen. Die Trinkgelage allerdings vollziehen sich gegen früher in einer bedeutend „nüchternen“ Weise. Gab es ehemals wahre Orgien der Trunksucht, so daß sich früher nicht wenige mit

dem fufeligen „Gin“, „Gin“ und hundert Mal „Gin“ an Ort und Stelle buchstäblich zu Tode tranken, sah man die Opfer des Alkohols überall zerstreut auf der „Wahlstatt“ liegen, nicht mehr mächtig, sich den letzten Rest der so und sovielen Flasche einzugießen, so hat das, Gott sei Dank, eine gründliche Aenderung erfahren, seitdem der letzte spanische Gouverneur ein strenges Schnapsverbot erlassen, das die jetzige deutsche Regierung nicht nur aufrecht erhält, sondern auch gewissenhaft durchführt.

Jetzt laben sich durstige Kehlen wieder an dem altheimischen Festtrank, dem „Utschub“ d. h. dem gesunden, alkohol- wie bakterienfreien, schmackhaften Wasser der jungen, trinkbaren Kokosnuß, von der allerdings riesige Mengen leergetrunken werden.

Wem der Geschmack zu alltäglich gewohnt, der greift auch wohl zum „süßen Toddy“ — der saure, ausgegährte und berauschende wird nicht getrunken, — einem der angeschnittenen Blütenstandachse der Kokospalme entropften und in eine Schale aufgesammelten Getränke.

Und wer die alten Zeiten noch nicht ganz vergessen kann, macht einen Fußfall vor dem Herrn Bezirks-Amtmann und fleht um ein „Babbähr“ (Papier), d. h. um einen Erlaubnischein, sich aus der „Kantine“, dem einzigen, ob seiner guten Getränke auf der ganzen Insel im bestem Rufe stehenden „Hotel“, die eine oder andere „Mellör co Biähr“, Flasche Bier zu holen. Bliht der arme, durstige Schlucker auch meistens gründlich ab, sehr zu seinem und des — „Kantiniere“ Bedauern, so kann das im Grunde genommen mißfühlende Herz des gestrengen Herrn Amtmanns es sich nicht versagen, wenigstens zu Zeiten den harmonischen Wünschen beider Schutzbefohlenen zu entsprechen und den Ausschank wie Genuß des Bieres freizugeben, so z. B. allgemein an Kaisers-Geburtstag, oder für bestimmte Dörfer nach Vollendung eines großen Dammes usw. Mag dann auch mal eine Zunge nicht mehr so flüssig plappern, ein Bein mal verdächtig schwanken, die Ernüchterung wird schon kommen.

ß. Der Haupt-elou jedes Festes ist Tanz und Gesang. Ich nenne absichtlich beide zusammen, weil sie untrennbar zusammengehören wie zwei Egehälften. Wenn der Zapmann tanzt, so singt er auch; singt die Zapfrau, so tanzt sie auch. Der begleitende Gesang muß eben die Tanzmusik ersetzen, die in Zap gänzlich unbekannt.

Ursprünglich kannte man auch den Tanz selbst auf Zap nicht, wenigstens nicht seine jetzige Form. Dieselbe ist von andern Inseln eingeführt, was aber nicht hindert, daß die Zapleute sich ihrer mit Leidenschaft annehmen und vollendete Meister darin geworden sind. Getanzt wird übrigens stets nach getrennten Geschlechtern; Männer allein, Frauen allein. Ja mit Ausnahme der Dirnen dürfen Frauen den Männertänzen nicht einmal beimohnen. Freilich treibt die auch diesen Ewastöchtern angeborene Neugier sie an, wenigstens von ferne etwas von dem Schauspiel zu erschauen. Daß bei den Europäern beide Geschlechter gemeinsam tanzen, ist dem Zapmann einfach unverständlich, ja abscheulich. Aber meines Erachtens rührt dieser Abscheu von der tiefen Verachtung des Weibes her, das höchstens nach der Pfeife des Mannes, aber nie mit ihm zu tanzen hat, und nicht etwa von sittsamer Empfindlichkeit, denn wie wenig prüde die Zapleute sind, das zeigen eben grade deren Tänze, die an Anstößigkeit manchmal das Mögliche leisten.

Eine eigentümliche Sitte ist auch die, daß oft nicht das festgebende, sondern ein befreundetes, ad hoc eingeladenes Dorf die Fest-Tänze aufführt. Dadurch ge-

winnt die Veranstaltung, zumal so viele fremde Zuschauer sich einfinden, gleich den Charakter eines Tanz-Wettstreites. Da nun der Tanz das Höchste an Kunst- und Lebensgenuß darstellt, was der Japmann kennt, so braucht man sich nicht zu wundern, daß jedes Dorf, im Bewußtsein, sich vor sachverständigen und kritischen Augen produzieren zu müssen, sein Bestes zu leisten und möglichst ruhmreich abzuschneiden sucht. Dementsprechend sind dann auch die Vorbübungen. Monatelang wird geübt bei Tag und Nacht — bei Mondschein oder Fackellicht tanzt der Japmann am liebsten — und das mit einer Ausdauer und Hingebung, die uns kaum verständlich ist. Hat doch mancher bei diesen unausgesetzten, höchst anstrengenden Einübungen die Gesundheit und selbst den Verstand verloren. Dafür sucht aber auch die Exaktheit in der schließlichen öffentlichen End-Vorstellung ihres Gleichen. Die Freiübungen unserer Turnvereine sind vielfach Stümperei dagegen.

Versuchen wir es nur mal, uns ein Bild eines solchen Tanzes zu machen. Zuerst erfolgt die Aufstellung zum Tanze.

Während ringsherum auf freiem Plage eine zahlreiche Zuschauermenge kauert, die gemütlich raucht, Bethel kaut, Kokoswasser schlürft und mit voll Erwartung gedämpfter Stimme schwagt und den Fuß der Tänzer und Festgenossen kritisiert, zieht vor aller Augen in einem einzigen langen Zuge die phantastisch aber reizvoll geschmückte Tanz-Mannschaft auf. Voran schreitet ein Tanzführer oder alter Zauberer mit irgend einem Pflanzenbüschel vor sich her gestikuliert und mit dem zahnlosen Munde seines in ersten Falten liegenden Gesichtes Worte des Zaubers und der Beschwörung kispelt. An der Hand führt er das erste Glied der langen Tanzreihe, ein kleines Bübchen von etwa 3—4 Jahren — früh übt sich, was ein Meister werden will, auch in Jap. Diesem Kinde folgt ein zweites, drittes usw., alle allmählich nach der Größe aufwärts bis zu erwachsenen Burschen und Männern in der Mitte; dann steigt die Linie wieder abwärts wie die Orgelpfeifen durch Jünglinge und Knaben, bis zuletzt wieder einige allerliebste herausgeputzte päpige Bübchen das Ende bilden. Alte Leute tanzen nicht mehr mit, sondern bilden die kritisierende Jury.

Die ganze Reihe hält sich fest bei der Hand; denn würde sie unterbrochen, ginge der Tanz sicher in die Brüche — das steht dem Japmann fest. Auffälliger noch als das krampfhaft Verketteten der Hände, das bis zur Vollendung der Aufstellung und nochmaliger Beschwörung durch den Zauberer dauert, ist der stumme, tiefe Ernst, mit welchem die Tänzer daher kommen und sich aufstellen. Alle senken das Auge, keine Spur lächelnder Miene im Antlitz; wenn es zum Galgen ginge, könnte man nicht ernster dreinschauen. Hier bietet sich eine Gelegenheit zu prüfen, wie sehr der Japmann seine Gefühle zu bemeistern versteht, wenn's gilt. Man rufe den Tänzern nur mal eine witzige Bemerkung zu, einen Kalauer, den alle Herumsitzenden mit lautem, herzlichen Lachen begrüßen — kein Tänzer verzieht eine Miene, kein Knabe wird vom Lachen angesteckt und mitgerissen, niemand erhebt ein Auge, den Werfer der Witzbombe auch nur zu schauen; wie Statuen stehen sie alle da, ernst, kalt, ungerührt. Denn es gilt einen ernstesten Gang zu tun, das Bewußtsein liegt auf allen Zügen.

Ja, die Sache ist ernst; da kommt ja auch schon, nachdem die Tanzkolonne halt und zu den Schaulustigen Front gemacht, der alte Zauberer mit seinem Wunschbüschel. Einen für einen schreitet er die ganze Front ab, mit einem Ernst, den man nur den römischen Augurn hätte wünschen können; jeden berührt er mit dem

Zauberbüschel, jedem raunt er was ins Ohr. Zuweilen schreitet er die ganze Reihe mehrmals auf diese Weise ab, oder es gibt gar zwei Zauberer, die sich in die wichtige Aufgabe teilen, mit ihrem „Matschematsch“ die bösen Geister zu bannen, welche so boshaft sein könnten, den so sorgfältig eingeübten Tanz zu stören, zum Mißlingen zu bringen.

Sind endlich glücklich alle Dämonen zum Teufel gejagt, so beginnt der Tanz. Noch einige Momente lautlos erwartender Stille ringsum. Da erhebt sich auf einmal ein heller, deutlicher, langgezogener Ton — es ist der Vorsänger oder Chorführer, auf dessen Signal oder Antiphon der Tanz nun gleich auf der ganzen Linie einsetzt.

Derselbe setzt sich aus zwei Elementen zusammen, dem Gesang und den vorgeführten Tanzfiguren oder Bewegungen. Vernehmen wir zunächst etwas über den Gesang, mit dem er anhebt.

Der Text desselben ist bei vielen Tänzen ein altüberliefert hergebrachter, dessen Sprache wohl vielen Sängern selbst nicht mehr recht verständlich. Es werden aber auch neue Texte gedichtet, die sich auf Tagesereignisse, auf Vorgänge im Naturleben beziehen, auch zuweilen die Eigenheiten der europäischen Herrn in naiv-liebenswürdiger Weise persiflieren.

Der Gesang läuft indessen nicht ununterbrochen während des ganzen Tanzes fort; sondern man singt eine Anzahl abgeteilter Strophen, nach denen jedesmal eine kleine Pause eintritt. Jeder Abschnitt wird dadurch beschlossen, daß einer der Tänzer einen hohen frauenstimmartigen Schrei ausstößt, den die übrigen mit einem gleichzeitig zweimal schnell hintereinander knapp, kräftig und männlich herausgebrüllten Kriegsruf beantworten.

Die Melodie des Tanzgesanges ist eine sehr einfache; sie bewegt sich blos zwischen wenigen Tönen, hat bei jedem Satze dieselbe Cadenz und gleicht nicht wenig dem gregorianischen Psalmen-Choral. Christian meint aus diesem wenig umfangreichen, isotonen Melodie-Satz, dessen Hersingen ihm eigentümlicher Weise wie Katzenmiauen vorkommt, während der Spanier Pereiro meines Erachtens mit Recht sagt „no carece de dulzura“, es klingt nicht ganz unangenehm, Christian meint schließen zu dürfen, die Japleute besäßen überhaupt kein musikalisches Gehör. Weit entfernt. Schon der melodiose Klang und Tonfall der Japsprache protestiert dagegen. Dann habe ich eine Reihe brauner Burschen kennen gelernt, welche lateinische und spanische Kirchenlieder mit nur jeder wünschenswerten Treffsicherheit im Tone saugen, wenn sie auch die Schönheit des Gesanges mehr in die Stärke des Vortrages, als in dessen Ausdruck und Feinheit setzen.

Mit mehr Recht hätte Christian sagen können, daß unser Ohr die Japmelodie, trotz ihrer Einfachheit, wegen, ja wie soll ich sagen, wegen der Sonderbarkeit der Tonfolge und Cadenz nur schwer erfaßt und festhält. Glaube ich doch, daß kaum ein Europäer auf Jap, der die Melodie doch nun schon bis zum Überdruß oft gehört, dieselbe exakt wiederzusingen vermöchte.

Und noch weniger wird er dem Japmann das Tanzen selbst ablernen, dessen bewegte Formen wir jetzt betrachten wollen.

Die Tänze werden alle auf derselben Stelle ausgeführt, d. h. die Tänzer entfernen sich nicht von ihrem Platze, sondern führen alle Bewegungen, ähnlich wie die Turner bei Freiübungen, an ihrem einmal eingenommenen Standort aus. Ferner

macht nicht jeder verschiedene Übungen wie der andere, sondern alle die gleichen, was, wenn gut ausgeführt, den Eindruck der Graktheit noch erhöht.

Obwohl es nun mehrere Tanz-Arten gibt, die bald im Sitzen bald im Stehen ausgeführt werden, so sind sich dieselben doch im großen und ganzen gleich, und genügt es daher, wenn wir uns einen einzigen etwas genauer ansehen.

Der Tanz beginnt, gewöhnlich mit einfachem, kürzern oder längern Händeklatschen ohne Gesangbegleitung, das mit einem doppelten lauten Klatsch abschließt, der mit der hohlen Rechten auf die Höhlung ausgeführt wird, welche die linke Brust und der an sie geschmiegte und gebeugte linke Arm bilden.

Dann beginnt nach kurzer Pause das Händeklatschen von neuem und es kommt zur Abwechslung hier und da leises Beklatschen der Schenkel hinzu; zugleich geraten auch schon Arme und Beine in leise, wie erst probierende Bewegungen. Allmählich aber wird die Sache lebendiger; es erfolgen schon leichte Halb- und Ganz-Drehungen des Körpers, Halb-Beugen und Vorwärtsstrecken der Arme, wobei die Fingerspitzen der Hand schnell vibrierende Bewegungen machen. Immer lustiger wird der Tanz, das Schauspiel bewegter. Drehungen in der Hüfte erfolgen, Anbeugungen und dann schnelles Necken des Körpers nach oben, sanft gewellte Linien-Bewegungen der Arme und aufgeregtes Stampfen mit den Füßen; Rückwärts- und Vorwärts-Beugungen des Oberkörpers, Drehungen, Wiegen, Verschlingungen desselben folgen sich Schlag auf Schlag in steter reicher Abwechslung und in immer feuriger werdendem Tempo. Schon quillt der Schweiß aus allen Poren der glänzend eingefetteten Körper; aber das verschlägt dem Japmann nichts; er schwitzt und schnauft und singt dabei, und dreht sich und beugt sich und reckt sich wie eine lebendige Maschine, so korrekt und mechanisch sicher. Denn jetzt ist er in seinem Element, mit Leib und Seele dabei; die Tanzlust reißt ihn fort, der Beifall stachelt ihn, der Ehrgeiz macht ihn selbstvergessen. Hier löst sich der Drill in ein wunderbares Schauspiel harmonischer Körperbewegung auf. Trotz der Aufregung, trotz der Raschheit und Energie, mit welcher die verschiedenen Körper-Formationen gebildet werden, nie eine eckige, stumpfe Bewegung, nie eine unschöne Aktion. Eine solche Verbindung von Wucht und Eleganz, von Kraft und Leichtigkeit, von Raschheit und Rundung der Bewegung hat man nicht oft zu bewundern. Es liegt unverkennbarer Schwung darin, gepaart mit einer Feinheit und Abgestimmtheit, um welche manche Schauspieler, von Turnern nicht zu reden, diese Naturmenschen beneiden könnten; hier könnten Männer des Forums lernen, wie man feine, elegante, unnachahmlich schöne Aktionen, Gesten macht.

Doch das künstlerisch Schöne dieser Tänze besteht nicht nur in der Graktheit ihrer Ausführungen; es liegt auch in ihrer darstellenden Symbolik. Wie wunderbar schön weiß doch z. B. der Japmann uns in seinen Tanzbewegungen das Leben und Treiben des „Galuff“, der großen auf Jap existierenden Eidechse vorzuführen, es zu imitieren, zu symbolisieren, wie sie sachte ihre Beute anschniebt, wie sie dieselbe erschnappt, wie sie, gestört, sich schleunig zur Flucht wendet, wie sie unter einem Peulenschlage verendet.

Schade daß die Deutschen, sobald das Gebiet der Erotik ihren Tänzen zu Grunde liegt, so ungemein drastisch werden, so realistisch, ja naturalistisch. Der Coitus wird mit geradezu lapidarer Deutlichkeit, soll ich noch sagen symbolisiert?

Leider findet gerade diese Sorte Tänze den meisten Beifall und wird daher auch am fleißigsten geübt, am öftesten vorgeführt. Und was das Traurigste, selbst

die kleinen Kinder machen mit, werden angelernt, es den Alten abzugucken; es tut einem das Herz weh, wenn man diese kleinen, unschuldigen, oft so allerliebste herausgeputzten Knirpslein sich abquälen sieht, Dinge zu markieren, deren Unverständnis ihnen klar aus den unbewußten, treuherzigen Auglein schaut.

Nein, solche Tänze lassen den aesthetischen Genuß sofort zu Eis erfrieren, und ich kann das widerlich Abstoßende derselben nicht mit dem beschönigenden Mäntelchen bedecken, daß die angedeuteten Tanzbewegungen „so geschickt in das gesamte Bild hineingeflochten werden, daß sie nicht abstoßend wirken“; denn sie werden nicht „hineingeflochten“, sind nicht eine Episode, sondern der gesamte Inhalt des Tanzes, der direkte Gegenstand seiner Symbolik.

8. Verlassen wir drum lieber das schlüpfrige Tanzparquet und wenden wir uns einem andern schöneren Schauspiel zu, den Segel- und Ruder-Regatten.

Der Rennplatz ist mit Kanoes bedeckt. Am Ufer wogt die Zuschauermenge. Zwanzig bis dreißig Segler nehmen mindestens an der eigentlichen Wettfahrt teil. Erwartungsvolle Aufregung unter den sonst so ruhigen Leuten. Gruppenweise steht man beisammen, die Chancen seiner und der fremden Leute zu besprechen. Da fahren die wetteifernden Kanoes auch schon in dichtem Schwarm zur See hinaus bis ans Riff. Dort ist der Start, von wo aus die Wettfahrt beginnt zum Strande zurück. Welch herrlicher Anblick, diese schmucke Flottille zierlich gebauter Kanoes, die fast durchweg in neuem Anstrich und neuem Segel prangen! Leicht, tänzelnd wie Rennpferdchen hüpfen sie über die sanftwogende See. Ermunternde Zurufe folgen vom Ufer hinterdrein. Ein mächtig starker Wind bläht die spizen Segel. Man ist am Start angelangt. Es beginnt die Aufstellung in einer Reihe. Raum läßt sich in der Ferne das einzelne Kanoë noch unterscheiden.

Auf ein Zeichen setzt die Wettfahrt ein. Am Ufer hohe Spannung; doch Ruhe. Die Kanoes kommen näher in einem großen Schwarm; allmählich kann man die einzelnen wieder unterscheiden. Noch scheint keines den Vorsprung zu haben. Am Ufer wächst die Bewegung. Da hört man auf einmal schon die durcheinander gellenden Rufe und Kommandos der Segelführer. Am Ufer jogleich das Echo sich hundertfach erhebender Zurufe. Die Kanoes kommen näher, einzelne schon voran, die mutmaßlichen Sieger; am Strande erreicht die Spannung ihren Höhepunkt; niemand hält mehr an sich, man schreit, ruft, gestikuliert wie besessen; ganz Zap ist elektrifiziert; der Lärm ohrenbetäubend. Zwei drei Kanoes sind nahe am Ziel. Am Ufer drängt man sich vor ins Wasser, als wolle man ihnen mit Gewalt helfen und den Sieg verschaffen. Wie ein Messer fahren die Segler durchs Wasser, daß rechts und links der Gischt hoch aufspritzt. Da, jetzt muß der eine durchs Ziel; die Zuschauer rasen, schreien aus voller Lunge; Begeisterung, Ärger, Jubel blüht aus tausend funkelnden Augen. . . . Da fliegt auch schon des Siegers resp. seines Dorfes Name von Mund zu Mund, die Wettfahrt ist aus, man schimpft, kritisiert, gratuliert in wildem Durcheinander. Still auf gerettetem Boot, treibt in den Hafen der — Rest der Segelfahrer, die einer nach dem andern die aussichtslose Wettfahrt aufgegeben, und nun manches höhnische, hämische, aber auch tröstende Wort zu hören bekommen.

Eine fast noch größere Teilnahme und Aufregung als die Segelpartie ruft die gewöhnlich daran sich knüpfende Ruder-Regatta hervor. Diese Wettfahrt findet aber bloß zwischen den zwei Dörfern Gillefith und Guror statt. Diese beiden Gemeinden sind nämlich im Besitze je eines ungeheuren Riesen-Kanoës, die praktisch

keine Verwendung finden, sondern nur Schaustücke sind. Von jeher sind die beiden Dörfer nun aufeinander eifersüchtig und tragen diese Eifersucht aus in der gelegentlichen Wettfahrt mit ihren Kanoes.

Diese Fahrzeuge sind aber so groß, daß sie mit den üblichen Fapsegeln nicht fortbewegt werden können. Deshalb werden sie mit einer großen Anzahl Ruderer bemannt, bis zu 40 und 50 Mann, die sich je zwei und zwei auf eines der vielen, durch das ganze lange Fahrzeug hindurch angebrachten Querbänkechen niederlassen. So bildet die Mannschaft eine lange Doppelreihe, je eine rechts und links auf der Langseite des Kanoes. Jeder hat ein kurzes, kräftiges Stechruder in der Hand, das alle auf Kommando taktmäßig ins Wasser tauchen, das ungeheure Fahrzeug vorwärts zu treiben.

Auf jedem der Canoes steht ein Führer aufrecht, der kommandiert. Nachdem er sich mit lautem Ruf allen Götter empfohlen, stößt er in die dröhnende Kriegsmuschel. Seine Mannschaft hebt und schwengt die Ruder und stößt mehrmals energisch mit dem kurzen Griff oder Stil auf die Bänkechen neben sich, daß es weit hin donnert über See. Man sieht, sie befinden sich in richtiger Stimmung und legen auch gleich los zum Start, zum Riff; vorerst jedoch noch langsam, um die Kräfte nicht zu früh zu vergeuden. Am Ufer redet und schwagt und disputiert man auch lebhaft hin und her. Die ganze Insel teilt sich ja für und wider in zwei Parteien, je nachdem man es mit Gillefith oder Guror hält.

Unterdes sind die beiden Wettfahrer schon weit hinaus in die See gelangt; man unterscheidet nur noch zwei schwarze Ungeheuer, die ganz unheimlich ihre tausend Ruderfüße auf und ab bewegen. Jetzt ist man am Start. Man wendet langsam und schwerfällig um. Man richtet sich. Ein Kommando, hoch recken alle ihre Ruder in die Höhe, dann sausen dieselben zweimal kräftig mit dem Fuße auf die Bank, daß es donnert und poltert; ein doppelter Schrei aus hundert Kehlen klingt matt zu uns hinüber — man hat losgelegt. Auf und nieder sich beugende Rücken, auf und ab sich hebende, senkende Ruder, rechts und links vom Kanoe aufspritzender Wassergischt zeigt, daß man ernst an der Arbeit ist. Allmählich nehmen die verschwommenen Gestalten wieder feste Konturen, bestimmte Formen an; man kann die Mannschaften wieder unterscheiden; das Rauschen ihrer Arbeit wird immer vernehmbarer, die Kommandorufe werden lauter, und am Ufer — hasten tausend erwartende Augen am Schauspiel. Man ruft den Ruderern ermunternd zu und hilft selbst mit unwillkürlichen Bewegungen mit. Die Mannschaft ist jetzt auf Hörweite nahe gekommen und erfüllt die Luft mit ihrem lauten Gebrüll, am Ufer ein brausendes Echo weckend. Nicht nur in den Kanoes, auch am Ufer schreit und rudert und arbeitet man mit; einzelne stehen schon bis zum Gürtel im Wasser; der Wettkampf erreicht den Siedepunkt; ein Lärm ringsherum, ein Geschrei, ein Gebrüll, daß die Mauern Jerichos einstürzen möchten.

Das eine Kanoe hat einen kleinen Vorsprung. Bravorufe der Einen, Ermunterungsgeächsel der Andern. Die Ruderer tun ihr Möglichstes; sie schwitzen, stöhnen entseßlich und können doch das laute, verzweifelte Zwischenrufen nicht lassen. Der Sieger ist nahe dem Ziele, die andern wollen die Arme sinken lassen. Ein Sturm der Entrüstung von Freundesseite. Ins Herz getroffen greifen sie von neuem an; verzweifelt Ringen; das Wasser rauscht und spritzt mit weitem Gisch; der Vorsprung des andern wird immer kleiner; sie nähern sich beide dem Ziel. Am Ufer brüllt und stampft man, springt und schlägt ins Wasser wie närrisch, be-

fessen. Da — Gillefith hat doch wieder zuerst das Ziel passiert. Verdoppeltes, wütendes Brüllen an allen Ecken und Ranten. Der Sieger wendet verächtlich sein Schiffelein dem unterlegenen Gegner zu; seine Mannschaft ist aufgesprungen, schwingt die Ruder und stößt unter entsetzlichem Lärm und Geschrei so wuchtig damit auf die Ranten und Bänke, daß alles in Trümmer gehen möchte. Und die andern? Springen gleichfalls hoch, schwingen gleichfalls die Ruder, stoßen gleichfalls damit aufs Kanoe, und wissen dem Sieger genug verächtliche Mienen und Worte entgegenzuhalten. Und am Ufer das gleiche Gezänk und Gebrüll. Denn es ist ja sicher, Guror hat absichtlich — wie immer — Gillefith den Sieg überlassen; so behaupten wenigstens seine Leute und Parteigänger. Es wolle ja gar nicht siegen; drum übe es auch seine Mannschaft nicht ein wie Gillefith. Und warum? Letzteres ist ein höherer Platz wie Guror, und auch auf Jap rät kluge Vorsicht, dem höher gestellten die Festfreude nicht zu vergellen.

Haben wir nun so einen Einblick gewonnen in die Art und Weise, wann und wie der Japmann seine eigentlichen Feste feiert, durch fröhliche Zusammenkünfte mit Eß- und Trinkgelagen, mit Tanz und Gesang, mit Segelpartien und Ruderregatten, so wollen wir diese Kenntnis noch ergänzen und vertiefen durch die Betrachtung der

2. sonstigen Erholungs-Genüsse und Freuden seines sorglosen Daseins.

Im Grunde genommen „erholt“ sich der Japmann eigentlich nie, weil er nie arbeitet, sich nie oder selten ermüdet, erschöpft. Sein ganzes Leben ist nur eine einzige Faulenzerei. Nicht die Erholung unterbricht die Arbeit, sondern umgekehrt die Arbeit die Erholung.

a) So füllt er denn einen großen Teil seines Lebens mit Essen und Schlafen und den Rest mit Besuchen und Spaziergängen aus. Das ist seine Lieblingsbeschäftigung. Und ist er nicht „auf Tour“, so hockt er mit seinen Genossen und Freunden im „Bewai“, im Gemeindehaus oder auf dessen mit großen Schiefersteinplatten belegten Vorplatz, sich mit dem Rücken gegen einen senkrecht in den Boden hineingelassenen hohen Steinpilaster lehrend, und schwacht, oder er grübelt oft halbe Stunden vor sich hin, einzig und allein mit Bethelnußkauen oder Tabak-Rauchen beschäftigt. Das sind ja zwei Haupt-Genüsse im Leben der Japleute.

b) Das Bethelkauen ist eine genußreiche Beschäftigung, der sich das zarte Geschlecht so gut wie das „schöne“ — in Jap die Männer — hingibt, die Kinder, denen kaum das erste Gebiß vollendet, nicht minder wie die verwitterte Alte, der ausgelebte Greis, denen Mörser und Stößer die entschwundenen Zähne ersetzen müssen. Das Kaugeschäft, ebenso schmutzig wie beliebt, geschieht auf folgende Weise.

Man nimmt das aromatische Blatt des *piper methysticum*, von welchem jeder eine große Anzahl zu Bündelchen verschnürt bei sich trägt, feuchtet die obere, glatte Seite durch Belegen mit der Zunge etwas an, damit der dünn pulverisierte Korallenkalk gut haften bleibt, von dem man jetzt ein wenig aus einer Büchse aufstreut. Dann nimmt man aus seinem Korbe eine der vielen, grünen Bethelnüsse, die etwas vergrößerten Eichen sehr ähnlich sehen, und schneidet sie, wenn die Zähne zu schlecht, mit einem Messerchen aus Stahl oder Schildpatt auf, während man, ist das Gebiß noch fest, sie mit dem Munde aufsnackt und zugleich den süßen, nur aus wenigen Tröpfchen bestehenden Herzsaft auslaugt. Dann legt man die eine Hälfte für später bei Seite, die andere dagegen mitten auf das bepulverte Pfefferblatt und bestreut dann das Ganze nochmals tüchtig mit dem staubfeinen Kalk,

dessen Mehl sich zugleich auf die Finger niederschlägt. Hierauf faltet man das Blatt über die Nuß zu einem Päckchen zusammen und steckt es in den Mund, dem zuweilen ein dankbares „maneguil ni maneguil entschlüpft, famos! famos!“ Während das Kauen unter appetitlichem, hörbarem Knacken beginnt, klopf sich der Japmann behaglich den aufgeflogenen Kalk von den Händen, und fährt dann in seiner Beschäftigung, Spazieren, Schwagen, Segeln usw. mit gehobener Stimmung fort.

Durch das Kauen wird nun aus dem Gefaser der Nuß ein bitterer, aus dem Pfefferblatt ein aromatischer Saft ausgepreßt, welsch letzterer durch das Vermischen mit dem Kalk schmutzigrot sich färbt, während er sonst meerwassergrün aussieht. Der Genuß dieser scharfen, bitteren Brühe tut dem Japmann so wohl, daß ihm manchmal buchstäblich das Wasser, d. h. dieser schmutzig herbe Saft zum behaglich schmazenden Mund herausfließt. Dadurch färben die Lippen sich grade so brennend rot, wie der Rachen, die Zunge, die Zähne im Innern des Mundes, was ihrer breiten Wulstigkeit noch einen Stich mehr ins Unschöne verleiht.

Doch daran stört sich unser Insulaner wenig, wenn's ihm nur schmeckt. Und das tut es, sonst würde er, ist das Kauwerk getan, der Saft gut ausgesogen und der Rest — ein rotes Klümpchen aus dünnen Fasern — ausgespuckt, nicht gleich wieder eine neue Ladung in den Mund schieben. Gibt es doch Champions in diesem Fach, die es bis zu hundert Nüssen am Tage bringen und — noch drüber.

e) Macht er aber einmal eine Pause im Bethelkauen, so greift er gewiß zur Zigarette, denn das Tabakrauchen ist ihm gleichfalls ein unentbehrlicher Genuß, das „a“ und „w“ seines Sinns und Trachtens. Auch hier tuns die Weiber den Männern, die Mädchen den Knaben, die Kinder selbst den Alten gleich.

Dabei sind sie in ihrer Art noch sehr wählerisch. Sie lieben nämlich nur eine einzige Sorte Tabak. Es ist dies ein amerikanisches Fabrikat, das für die Tropen extra präpariert, man sagt mit Honig versetzt ist, sich fast einer monopolhaften Verbreitung in der ganzen Südsee erfreut und daher einen Haupthandelsartikel auf allen diesen Inseln bildet. Es ist der berühmte, viereckig gepreßte, fast wie Lakritzstangen aussehende, schwarze, klebrige Stangentabak, eine Marke aller schwerster Sorte, an den selbst alte Seebären sich nur schwer gewöhnen, während auf Jap ihn jedes Mägdlein von vier, sechs Jahren mit Hochgenuß raucht. Jeder andere Tabak wird als minderwertig angesehen. Man schenke nur so einem Insulaner mal eine feine Havanna, oder, seinem Geschmacke sich nähernd, eine schwere Manila, er wird sie akzeptieren, gewiß, aber womöglich an der nächsten Straßenebiegung bei Seite werfen; selten, daß er sie auch wirklich anraucht. Ich sage extra nicht, aufraucht; das bringt er nicht fertig, trotz seiner eingeleichteten Rauchpassion. Denn er ist gewohnt, stets nur einige tiefezüge zu tun, dann aufzuhören, und lieber nach einiger Zeit wieder von neuem zu beginnen. Auch aus diesem Grunde, nicht bloß wegen der Tabaksorte, lehnt er die Zigarre ab, weil diese, soll sie schmecken, hintereinander geraucht werden muß — was ihm unmöglich ist.

Wie er daher jeder Sorte seinen Stangentabak vorzieht, so jeder andern Rauchform die ihm allein zukömmliche Zigarette. Auch die kleine, kurze Mundpfeife ist nur sporadisch im Gebrauch. Durchschnittlich rauchen alle die Zigarette.

Sie wird folgendermaßen hergestellt. Der Japmann nimmt ein trockenes Bananenblatt, streicht mit einem Messer dessen Runzeln glatt und schneidet es in eine passende rechteckige Form, daß es als Deckblatt dienen kann. Dann holt er eine Stange Tabak hervor, dreht oder beißt sich ein Stück von der zähen Masse

ab und zerschneidet es in kleinere Körnchen, die er selten noch etwas zerreibt. Diese legt er in einem Streifen auf das Deckblatt, und rollt sich mit den Fingern eine plumpe Zigarette, die er mit Speichel verklebt und dann anzündet. Dann macht er, wie gesagt, bloß einige tiefe Züge, schluckt den zum ohnmächtig werden stinkigen Qualm herunter und stößt ihn nachher in dichten Wolken aus Nase und Mund hervor, die zartesten Mädchen so gut wie die „durchgerauchten“ Alten. Dann legt er den angerauchten Stummel, der gleich erlischt, sobald nicht mehr geraucht wird, bei Seite in den Korb, oder verschließt ihn in ein Büchsen, oder steckt ihn sich hinters Ohr oder direkt in das Loch des Lappchens. Aber nicht für lange Zeit. Denn nachdem er vielleicht inzwischen wieder eine Bethelnuß gekaut, zu welcher er übrigens manchmal noch einige kleine Stückchen seines Tabaks hinzunimmt, greift er wieder zur Zigarette, zündet sie an, tut einige Züge und legt sie wieder weg, um bald wieder von neuem darnach zu langen. Und so in stetigem Wechsel den lieben langen Tag. Da er nun jedesmal ein Streichhölzchen verbraucht, so erklärt sich von selbst, wie bei der allgemeinen Verbreitung des Rauchens unter sämtlichen Individuen von Jap von etwa fünf Jahren aufwärts der Konsum an diesem Feuer-Artikel ein ungeheurer und der Import an demselben ein so unerwartet großer ist.

Zudessen gibt es doch auch ökonomische Seelen, die den Verbrauch an Zündhölzern auf das Notwendigste einzuschränken wissen. Statt jedesmal ein neues Streichholz zu opfern, zünden sie sich mit einem derselben die getrocknete, faserreiche Deckschale der Kokosnuß an, die, vom Mund oder Wind hin und wieder angeblasen, lange Zeit fortglimmt und so wiederholt als Zünder angewendet werden kann.

Audere sind noch ökonomischer; sie brauchen überhaupt kein Streichholz, weil sie sich des Feuersteins und Stahls bedienen. Freilich muß man auch diese beim Händler erstehen, da beide auf Jap nicht existieren. Aber das ist bloß eine einmalige Auslage. Zudem kann man diesen Zünder auch bei Wind und Sturm anwenden, wo man eine Menge Streichhölzer opfert, bis man endlich mal Feuer fängt, wenns überhaupt nur gelingt.

Als Funkenfänger beim Feuer schlagen bedient man sich eines feinen Fasergebildes, das leicht ist wie Hollundermark und feuerempfindlich wie Celluloid. Dabei glüht es derart intensiv in sich fort, daß man es selbst eine Zeitlang in geschlossener Büchse glimmend aufbewahren kann.

Beschließen wir nun die Vorliebe der Japleute für den Tabakgenuß mit der Bemerkung, daß die passionierten Raucher es noch nicht der Mühe wert erachtet haben, selbst den Anbau dieser wichtigen Kulturpflanze zu betreiben. Die paar Ansätze, die man gemacht hat, einige Tabakstauden in entsalztem Meeresschlamm zu ziehen, sind kaum der Rede wert, und liefern höchstens einige Deckblätter, die man nur trocknet, nicht fermentiert.

d) Ist Bethelnuß und Tabak dem Japmann ein Hochgenuß, so verschmäht er auch musikalische Freuden nicht. Er selbst hat es zwar in der Erfindung und Fabrikation von Musik-Instrumenten noch nicht sonderlich weit gebracht. Außer der schon mehrfach erwähnten Muscheltrumpete kennt er eine kleine aus Bambus hergestellte Maul-Trommel und zwei Flöten. Die eine derselben ist nichts weiter als eine dicke, runde, ausgehöhlte Kallophyllum-Nuß, in welche er an verschiedenen Stellen kleine Löcher bohrt, durch die ein pfeifender Ton erzeugt wird. Die andere ist aus einem dünnen Bambusrohr verfertigt, besitzt vier Spiellöcher und am Mundstück noch ein fünftes, in welches unter einem kleinen, auf und abnehmbaren Bambus-

Blättchen hindurch ein dünner Luftstrom geblasen wird. Die Flöte erzeugt einen überaus sanften, sinnlich weichen Ton, und soll ja auch weniger zu eigentlich musikalischer Unterhaltung als zur Verständigung von Liebespärchen dienen. Damit ist der Katalog einheimischer Musik-Instrumente erschöpft.

Aber auch durch exotische ist er noch wenig ergänzt. Ich selbst habe versucht, meinen Jap-Jungens durch Blechflöten und Mundharmonikas eine Freude zu bereiten. Mit Enthusiasmus wurden die Flöten, die sämtlich „abgestimmt“ waren, in Empfang genommen, aber die ersten Töne schon riefen Enttäuschung hervor, sie waren — zu schrill. So liebt der Japmann seine Flöte nicht; sie muß sanft, weich klingen. Was tun? ohne lange Überlegung setzten sich einige Burschen hin und hackten trotz meines Protestes mit ihrem Weilschen am untern Ende ein Stück ab; und wunderbar, die also um mehrere Spiellöcher gestuhte Flöte gab jetzt einen sanften, dem Bambus-Instrumente ähnlich weichen Ton ab. Wie triumphierten die Rangen ob meines erstaunten Gesichtes! . .

Lieber als die selbst so korrigierte Blechflöte ist ihnen die Mundharmonika. Obwohl sie darauf keine Lieder zu spielen wissen, ist ihnen diese mehrstimmige Musik so entzückend, daß sie immerwährend um ein solches „Töm-Töm“ anhalten, und falls sie eins haben, es den ganzen Tag an ihren wulstigen Lippen vorbei spazieren führen.

Noch lieber wäre ihnen freilich ein — Grammophon, das Wunder aller Wunder. Aber sie sehen wohl ein, daß ihr ewiges „pi gnog, pi gnog“, gib her, gib mir“ hier vergeblich angebracht würde. Deshalb begnügen sie sich, zahlreich herbeizuströmen und in heiligster Andacht zuzuhorchen, sobald irgendwo die Töne der Platte und Walze die Luft erfüllen, und, ist das Stückchen zu Ende, mit einem allseitigen, feierlichen maneguil ni maneguil! wie herrlich! wie schön! ihren Beifall und Dank zu betätigen.

Auch die Ziehharmonika, die vielfach ganz vortrefflich von den Marianen-Leuten gespielt wird, wenn auch deren musikalisches Repertoire sich auf zwei Fingernägel schreiben läßt, zieht stets eine Menge dankbarer Zuhörer an sich. Wir sehen, der Japmann ist kein Verächter der edlen Musik.

e) Da nun aber das Grammophon nicht den ganzen Tag gehen kann, muß er seine liebe Zeit auch noch durch sonstige Zerstreuungen zu vertun suchen, und dazu dienen ihm noch verschiedene Spiele. Aber auch deren Repertoire ist nicht allzu reichhaltig. Die Erwachsenen spielen ja überhaupt kaum; höchstens daß sie sich zu einer Art Brett- oder Dam-Spiel hinsetzen. Alle übrigen Unterhaltungsspiele sind Vorrechte der Jugend.

Da ist zunächst das sehr beliebte Ballspiel. Man slicht sich aus zwei Blattfedern des Kokoswedels einen ziemlich schweren, aber doch elastischen, nachgiebigen Würfel, dessen so wie so nicht starke Kanten sich bald im Verlaufe des Spieles genügend abschleifen. Dann stellt man sich im Kreis herum und einer wirft den „Ball“ in die Höhe. Sobald er niedersfährt, schlägt der Zunächststehende kräftig mit der flachen Hand darunter, daß er abermals hoch in die Luft fliegt usw.

Eigentümlicher Weise finden importierte Gummibälle bei der Japjugend wenig Gnade. „Dari fan“ sagen sie, Unsinn! Blech! sie sind nichts wert! was manchmal auch wohl — den Tatsachen entsprechen mag.

Ein anderes, besonders bei Mädchen beliebtes Ballspiel ist das jongleurartige gleichzeitige Durcheinanderwerfen und Fangen mehrerer Bälle.

Äußerst beliebt ist ferner das sog. „magillegil“. Mehrere Knaben tun sich zusammen und attackieren sich gegenseitig mit dünnen Stöckchen, Pflanzenstengeln, Blattrippen, die sie einander entgegenschleudern, wobei der Angegriffene diesen Wurfgeschossen möglichst geschickt auszuweichen oder sie mit der Hand im Fluge zu erfassen suchen muß. Das völlig gefahrlose Spiel dient als Vorbereitung zum spätern Kampf mit den Wurfspeeren, und wird mit äußerster Freude und Lebhaftigkeit betrieben. Wie die kleinen geschmeidigen Kerlchen sich reizen, wie sie die Augen rollen, wie sie springen, sich wenden, einen Pfeil auffangen, eine erhaltene „Wunde“ im nächsten Moment mit erzürntem Gegenwurf zu rächen suchen — das bereitet dem bald selbst interessierten Zuschauer ein reizvolles Vergnügen. Ist es doch schon vorgekommen, daß aus diesem harmlosen Kinderspiel ein blutiger Kampf entstand, indem die Alten, zuerst zuschauend, dann interessiert, dann anfeuernd, dann eingreifend zuletzt selbst aneinander gerieten und in der Wut des Gefechtes schließlich zum wirklichen Speere griffen. Doch den Krieg betrachten wir später, bleiben wir vorläufig noch beim Kinderspiel.

Eine andere beliebte Zerstreuung der männlichen Jugend ist auch das Speerwerfen nach kleinen Fischen. Wenn nach der Ebbe die Flut wieder einsetzt, führen die steigenden Wellen eine Menge solcher Fischlein mit sich. Ganze Scharen und Schwärme schwimmen dem Lande zu. Dann springen die Knaben, die sich überhaupt den ganzen Tag am Strande herumtreiben, baden, im Sande spielen, Krabben und Fischlein fangen, mit kleinen leichten Länzchen oder Speeren in die kommenden Wogen hinein und suchen zu spießen, was ihnen grad in den Wurf kommt.

Da wir grade die Strandfreuden besprechen, so will ich auch noch etwas sagen über die genußreichen Wettfahrten, welche die Knaben mit kleinen Kanoe-Modells veranstalten. Diese Wettsegler sind entweder nur primitive, für den augenblicklichen Bedarf durch Falten und Biegen aus einem Stück Bethelblattscheide hergestellte, mehr oder weniger gut getroffene „Schiffchen“, oder aber regelrechte, aus Holz geschnitzte, kunstvoll gearbeitete Kanoes en miniature, mit Segel und allem Zubehör. Diese setzt man auf ruhigem oder mäßig gekräuseltem Wasser der leichten Brise aus, die sie mit sich führt, während die Jugend klatschend und patzend und jauchzend hinterher springt, ihr Fahrzeug vor dem Kentern zu retten oder ihm nötigenfalls den richtigen Kurs wieder zu geben, daß es allen andern voransegle.

Zu halbem Spiel und halbem Ernst dient den größeren Knaben ein mittelgroßes Kanoe, das höchstens einen einzigen Mann trägt, daher nicht mehr Modell, aber auch noch kein richtiges Seefahrzeug ist. Mit diesen machen sie vor den Augen der Alten, die am Strande hocken, ihre ersten Übungsfahrten im Stellen und Wenden der Segel, im richtigen Benützen des Windes, in der Handhabung des Steuerruders.

Das letzte Jugend-Vergnügen, wohl das amüsanteste von allen, ist das einmal im Jahre bei Gelegenheit des „Kinderfestes“ stattfindende „Wellenspiel“. Die Knaben gehen, sobald die Flut wieder einsetzt, dieser entgegen, so weit sie nur können. Jeder führt ein kleines Brettchen mit sich. Obwohl die heranbrausenden Wellen sie zu verschlingen drohen, gehn sie doch kühn hinein. Wälzt sich ein großer Wogenkamm heran, so springen sie im Wasser entweder so hoch auf, daß sie doch noch über Wasser ragen wenn die Woge unter sie durchfährt, oder sie ducken sich völlig nieder, daß die brausende Welle über sie hergeht. Ist sie vorbei, so richten sie sich auf und schreiten mit hochgehobenen Armen weiter hinein, um bei der nächsten Woge sich grad so zu verhalten. Sind sie schließlich so weit gelangt, daß das ruhige

Wasser zwischen zwei Wogenkämmen ihnen bis unter die Achsel reicht, so machen sie Halt und drehen sich um, dem Lande zu. Sobald sie nun merken, daß die nächste Welle heranrauscht, sie packt und hebt, machen sie mit dieser einen kräftigen Satz und schießen, von der reißenden Woge getragen, wohl 10—15 Meter mit. Dabei halten sie das Brettchen vorne unter sich, um einesteils besser über Wasser zu bleiben, und andererseits, wenn die Welle sich endlich bricht und kraftlos zusammenfällt, sich am scharfen Korallenboden das Bäuchlein nicht aufzuschlagen. Man muß die tolle Lust, die fröhlichen Jauchzer, aber auch die Geschicklichkeit der Knaben gesehen haben, um sich zu überzeugen, daß dieses muntere „Wellenspiel“ reizvoll und doch gefahrlos ist.

Damit hätten wir nun einen Einblick gewonnen in die Festfreuden und sonstigen Erholungsgenüsse unseres sonnenheiteren Eilandes, von dem man sagen kann, wenig Arbeit, viel Zerstreuung, tolle Freuden, Kummer keiner. Doch nein; auch auf Jap geht die Sonne unter, auch auf Jap regiert Mars zuweilen die Stunde, und statt der heitern Freude, gilt's einen ernsten

D.

Krieg.

1. Seine Veranlassung ist fast ausschließlich der Raub irgend einer Sabinerin. Da die Zahl der Frauen auf Jap hinter der der Männer zurücksteht, so deckt das Angebot die Nachfrage nicht, und sie sind daher ein ebenso rarer wie begehrter Artikel. Die Folge ist, daß man manchmal mit Gewalt zu erringen sucht, was auf gültlichem Wege nicht zu erreichen, und dann — sind die Händel da. Denn beim Punkte „Weib“ hört beim Japmann die Gemütlichkeit ebenso schnell auf, wie beim Juden, wenn ein Wechsel fällig ist.

Allerdings findet manchmal in letzter Stunde noch ein friedlicher Ausgleich statt, insofern der oder die Räuber dem Vater der geraubten Schönen entsprechenden Entgelt entrichten. Gelingt das aber nicht und wird die Geraubte nicht gültlich zurückerstattet, so entbrennt als ultima ratio um der schönen Helena willen ein trojanischer Krieg zwischen dem Dorfe des Mädchens und dem der Räuber.

2. Die Art der Kriegführung ist folgende. Kampfplatz und Zeit — nur bei Tag — werden genau bestimmt, falls man sich an die überlieferte Sitte hält. Jeder Kämpfer erscheint in Kriegsschmuck, d. h. ist über und über mit „Keng“ beschmiert, trägt am Halse die Kriegerkette aus Mangrove-Scheibchen, um den Leib den kunstreich gearbeiteten Kampfgürtel, um Arm und Bein Schleifen aus jungen Kokosblattstreifen, und in der Hand eine Anzahl Wurfspeere. Schrecklich brüllt die Kriegsmuschel und der Schlachtrup dröhnt durch den Wald. Mangels der eingezogenen Kanonen, Gewehre und Revolver überlebten Angebentens rückt man sich jetzt wieder mit dem wildgeschwungenen Speer der Väter zu Leibe; jedoch vorsichtig, nicht wie unkluge Draufgänger. Denn keiner ist so dumm, seine Haut freiwillig und kühn zu Markte zu tragen, und jeder hält klug hinter dem Busche. Zwar fliegen Speere genug hin und her, wird mörderisch genug gedroht und geschrien, aber manchmal dauert es lange, bis der erste Tropfen Blut fließt. Hat man aber einmal Blut gesehen, hat der eine oder andere einen Streifschuß bekommen, einen Splitter im Fleische, oder sinkt er gar tödlich getroffen in Strauch und Gras, dann ist's in den meisten Fällen mit der Kriegswut zu Ende, die Friedensschalmei ertönt, die Parteien arrangieren sich, es wird Friede geschlossen. Während früher der

Sieger die Pflanzungen, Häuser, Kanoes der unterlegenen Partei zerstörte und ihr zuweilen den Kamm, das Zeichen der Freiheit nahm, zahlt letztere jetzt meist einen Kriegstribut an Geld und kostbaren Halsketten und gibt das Weibsbild heraus, um das man so männlich gestritten.

Übrigens ist jetzt ewiger Landfriede vorgeschrieben, und die Herrn, deren wallendes Blut zum Bruch dieser Vorschrift fortreibt, ziehen in den nächsten Tagen mit Schippe und Hake über die Straße, um Werke des Friedens zu verrichten — so will's der Herr Amtmann.

Wir wären nun ungefähr zu Ende mit der Betrachtung des öffentlichen Lebens, wie es sich auf Jap abspielt. Es erübrigt sich nur noch ein einziger Punkt, die Religion, die wir trotz der wichtigen Rolle, die sie auch im öffentlichen Leben Japs spielt, erst hier an letzter Stelle erörtern wollten, weil sie zugleich ja auch tief ins Privatleben eingreift und so zu dessen Betrachtung unmittelbar hinüberleitet. Also

E. Das Religionswesen in Jap. Wir wollen zuerst die religiösen Anschauungen der Japleute untersuchen, und dann deren praktische Betätigung im Leben kennen lernen.

1. Religiöse Anschauungen. Bei der Vorliebe der Japleute, ihre internen Sachen vor dem Europäer möglichst geheim zu halten, ist es nicht gerade leicht, etwas ganz Sicheres, Zuverlässiges über ihre religiösen Ansichten und Gebräuche aus ihnen herauszubringen. Ob es aus Abneigung gegen alles Fremde geschieht, ob aus Furcht verlacht zu werden, kurz, was sie geheim halten können, das tun sie, und wissen einen neugierigen Frager mit hundert ausweichenden oder selbst direkt erlogenen Antworten abzufertigen.

Meine Nachforschungen haben nun folgendes Ergebnis gehabt.

a) Ihre Götterlehre hält fest an einem höchsten Wesen, das an und für sich wohlwollend, aber gleichgültig ist. Also eine Art Deismus. Ins Menschengeschick greifen erst die zahlreichen niedern Gottheiten oder Geister ein, die es teils gut, teils böse mit dem Japmann meinen. Solche Gottheiten sind Region. Zug z. B. ist der Gott der Krankheit und des Todes; Zug-e-Ring der Gott der Seefahrer; Kan-e-Pai der Gott des Tanzes; Wagadamang der Gott des Krieges; Madai der Gott des Meeres; D'rra der Gott des Donners und des Erdbebens. Überhaupt, jedes Dorf und Tal, jeder Bach und Hügel, jeder Weg und Busch hat seinen genius loci. Donner und Blitz, Sturm und Wind, Sonne und Regen, Krieg und Feste, Ernte und Mißwachs, Glück und Unglück, kurz alle großen und kleinen Geschehnisse in Natur und Leben haben ihren bestimmten geistigen Urheber. Land und Meer, Weg und Steg sind voll der Geister und Gottheiten, die zum Teile in gewissen Tieren incarniert sind, z. B. im Galuff, im Fregattvogel, im Seeaal. Ein gut- oder böswilliger „Kan“ begegnet dem Japmann auf Schritt und Tritt.

b) Was die Seelenlehre angeht, so nimmt man ein Fortleben nach dem Tode an. Der scheidende Geist stellt sich dem Gotte der Vergeltung, an dessen Wohnung ein unterirdischer Fluß, eine Art Styx, vorbeifließt. Der gute Geist führt ein glückliches Leben im Jenseits. Der böse Geist aber fällt in den Fluß, der ihn mit sich reißt in einen tiefen Feuerschlund, aus dem kein Entrinnen. Die Vorstellung, daß der Verdammte nach Palaos geschickt werde, dort Steine zu brechen, ist jedenfalls nur eine später entstandene poetische Allegorie, welche die Schwierigkeit des „Geld-Erwerbes“ plausibel machen soll.

c) Endlich findet sich auf Jap eine Sage, die vielleicht eine Reminiscenz an die Sündflut ist.

Die Japleute erzählen nämlich von einer früheren größeren Flut, die in Verbindung mit einem Taifun fast alles Leben in Jap zerstörte. Diese Sage weist einzelne, auffallende Ähnlichkeits-Punkte mit der Sündflut auf.

Die Veranlassung der Flut war die, daß ein Götterkind sich in einen schmucken Menschensohn verliebt. Eine Tochter der Göttin Itoh nämlich hatte den Maralog lieb gewonnen. Ihre Schwester verrät sie bei der Mutter. Diese verlangt entrüstet Rechenschaft von ihrer standesvergessenen Tochter und bestellt sie nach sieben Tagen in das Dorf Buluol auf der kleinen Insel Rumong, die nur durch einen ganz schmalen, seichten Meeresarm von Jap getrennt ist. Die Tochter ist gehorsam und nimmt ihren Gatten Maralog mit, ihn der Mutter vorzustellen. Unterwegs aber kommt eine Welle und spült Maralog weg. Die Mutter verhöhnt sich mit der Tochter, und beide kehren zurück nach der Landschaft Tomill.

Hier herrscht Igereng, der beide zu seinen Frauen macht und ein großes Fest feiert. Aber die Neuvermählten fressen alles auf. Igereng wird entsetzt, befürchtet eine Hungerznot und gebietet seinen Gattinnen halt — der erste Zwist in der jungen Ehe. Aber beide können ihren göttergleichen Hunger nicht bezähmen, und um ungestört zu sein, verwandeln sie sich in Ratten und fressen nun des Nachts die Kokosbestände ab. Hierbei werden sie einmal überrascht. Ein Mann wirft mit einem Stein nach ihnen und tötet die Alte. Die Tochter kehrt jetzt zu Igereng zurück, kündigt aber für sieben Tage eine gewaltige Hochflut an. Deshalb solle Igereng sich auf dem höchsten Berge ein Haus bauen, um sich so zu retten. So geschah es. Die Flut kam und tötete alles; nur ein Sklave von Onean rettete sich und natürlich Igereng mit seinem Weibe.

Daß die Sage außer den „Arche-Bewohnern“ noch einen Sklaven rettet, geschieht deshalb, weil sie einen historischen Untergrund liefern will für die ebenfalls überlieferte frühere Abhängigkeit der im Süden Japs gelegenen Landschaft Numiguil von dem im Norden hausenden Häuptling von Tomill.

Als nämlich die Flut verlaufen, ging der Sklave umher um zu sehen, wer noch lebe. Im ganzen Süden fand er niemand und nahm deshalb Besitz von Numiguil. Auf seiner weiteren Wanderung nach Norden traf er den Häuptling von Tomill mit seinem Weibe, die sich in der „Arche“ gerettet, und nahm als Sklave von diesem hohen Herrn die Landschaft Numiguil als Lehen an, wodurch die Abhängigkeit derselben von Tomill erklärt ist.

Nun berichtet die Sage noch weiter über die Neubevölkerung Japs. Einmal bekam jetzt Igereng von seiner Gattin zwei Kinder, worauf er aus der Sage verschwindet, bald gefolgt von seiner Frau, die krank wird, sich eingraben läßt mit der Bedingung nach drei Tagen wieder ausgegraben zu werden, aber, weil ihre Kinder das vergessen, vollends im Grabe stirbt. Von diesen Kindern Igereng's wird dann auch nichts mehr weiter berichtet.

Statt dessen beginnt die Sage auf einmal einen neuen Faden zu spinnen, um die Wiederbevölkerung Japs zu erklären. Als nämlich die Flut schon einige Zeit verlaufen war, so berichtet sie, sandte der höchste Gott sein Weib aus, um zu sehen, welche Wirkungen sie getan. Das Götterweib sah alles Leben vernichtet und berichtet dies ihrem hohen Gemahl. Der beschließt, neues Leben in Jap zu schaffen, und so sandte er der verwüsteten Insel zunächst verschiedene neue Pflanzen, wie

die Banane, den Jams, die Bethelpalme. Als so für die Ernährung des Menschen vorgesorgt, sollte auch dieser wieder erscheinen. Der Gott sandte abermals sein Weib hinab, daß es sieben Männer und eine Frau erschaffe. Ob die Sage mit dieser Überzahl an Männern vielleicht deren höhere Bedeutung über das minderwertige Weib andeuten will? Oder ob vielleicht die jetzige Überzahl der Männer auf Jap rückwirkend diese Form der Sage beeinflusst hat?

Diese 8 Personen verteilten sich auf die Insel, wobei das erschaffene Weib sich im Dorfe Maqui ansiedelte.

Die Göttin selbst ging mit einem der Männer nach Tomill, aber bloß um dort nachträglich noch einige Weiber zu erschaffen.

Von diesen Menschen stammt dann die jetzige Bevölkerung Japs ab.

Man sieht, die ganze Sage ist, wie die meisten eben, etwas unklar, sprunghaft, aber gewisse Anklänge an die Sündflut sind unleugbar.

2. Religiöse Praxis im Leben:

a) Das Auffallendste bezüglich des religiösen Lebens in Jap ist das Fehlen jeden religiösen Kultus im eigentlichen Sinne. Man kennt kein Opfer, und hat deshalb auch keine wirklichen Priester. Was man für solche ausgegeben, das sind bloß Geisterbeschwörer. Letztere bilden auch keine eigene Kaste, wie man schon behauptet; jeder beschwört seine Geister in Jap, nur gibt es einzelne Persönlichkeiten, die im Rufe stehen, auch die widerborstigsten Geister bannen zu können, und das sind die Zauberer *καρ'εζοχην*, zu denen man nur bei schwereren Anliegen, wichtigeren Anlässen seine Zuflucht nimmt oder, nachdem der eigene Bann sich zu schwach erwiesen.

Gotteshäuser sind demnach auch unbekannt, desgleichen gemeinsame gottesdienstliche Kulthandlungen; nicht einmal Götzenbilder existieren.

Nun gibt es auf Jap allerdings doch eine Art religiösen Zentrums in der Landschaft Tomill. Es ist dies ein Wallfahrtsort, ein Heiligtum, ein hl. Haus, in welchem jedoch keine Opfer dargebracht, keine Kulthandlungen vorgenommen, sondern nur einige Steine aufbewahrt werden zum Zwecke der Zauberei und Befragung der Zukunft. Die etwa dargebrachten Spenden sind keine Opfergaben an irgend eine Gottheit, sondern stellen eine Bezahlung an die Zauberer dar.

Statt in Opfer geht die äußere Religions-Übung des Japmannes auf in

b) Zauberei und Geisterbeschwörung. Kein Geschäft erledigt sich, kein Bau wird begonnen, kein Feld bepflanzt, kein Tanz arrangiert, keine Seefahrt unternommen, kein Spaziergang gemacht ohne vorausgegangenen oder gleichzeitigen „Matschematsch“ d. h. Geisterbefragung und -Beschwörung. Ehe, Geburt und Tod stehen unter dem Zeichen des Matschematsch. Regen, Wind und Ernte unterliegen dem Einfluß des Matschematsch; Krieg und Frieden beginnen mit Matschematsch; kurz das ganze Leben der Inselbewohner ist durchsetzt mit Matschematsch und immer wieder Matschematsch.

Ausgeübt wird derselbe von allen, jedoch bei besonders wichtigen Anlässen von eigentlich professionellen Geisterbeschwörern. Zwei derselben stehen speziell in hohem Ansehen, und ihnen kommt auch die später zu erwähnende Tabu-Gewalt zu. Weibliche Wahrfagerinnen fehlen gleichfalls nicht, die es vorzüglich verstehen, gegen tüchtige Bezahlung den Schleier der Zukunft zu lüften.

Das Matschematschen ist überhaupt ein ziemlich einträgliches Geschäft, und man darf sich nicht wundern, daß die Zaubermächtigen demselben mit Eifer obliegen. Daß dabei auch der „höhere Schwindel“ zu seinem Rechte kommt, nimmt gleichfalls nicht Wunder. So wußte vor etlichen Jahren ein Dorf durch geschickte nächtliche Manipulationen mit einer irgendwo erworbenen oder gestohlenen roten Laterne die ganze Insel zu elektrifizieren und von dem Erscheinen eines großen „Kan“ oder Geistes zu überzeugen. Die Wallfahrten und Gaben nahmen gar kein Ende, bis schließlich der Schwindel doch herauskam. Und nun? Waren die Hereingefallenen von ihrem Geisterwahn kuriert? O nein; der blieb unerschüttert trotz dem vielen Geschimpfe der Einen, den blutigen Wißen der Andern. Die Krage läßt das Maufen nicht, wollte sagen, der Zapmann das Matschematschen, und wenn hundert Mal das direkte Gegenteil von dem eintrifft, was der große Zauberer so apodiktisch sicher in Aussicht gestellt. Denn letzterer weiß auf Befragen immer eine plausible Ausrede; bald hat der Enttäuschte nicht alle Bedingungen genau erfüllt, bald hat der Zauberer selbst die Kraft des „Kan“ unterschätzt und einen zu schwachen Matschematsch angewandt, bald hat ein mächtiger Gegenzauberer von ihrem Unternehmen Wind bekommen und im geheimen seine Gegenkräfte spielen lassen usw. Trotz alledem: Es wird weiter gematschematscht.

Freilich möchte ich nicht behaupten, daß nun nie ein Zapmann den höhern Schwindel durchschaut und ernste Zweifel an der Wirksamkeit seiner Zaubereien bekommt. Aber trotzdem läßt er nicht ab davon, bei nächster Gelegenheit die Geister zu beschwören oder beschwören zu lassen. Warum wohl? Einerseits ist's nun mal so allgemeine Sitte, von welcher der Einzelne sich nicht gut lossagen kann; dann denkt er zweitens, „besser wie gar nichts“, denn was sollte er sonst beginnen gegen die vielen „Kans?“ Endlich drittens „schließlich könnte doch was dahinterstecken“ hinter all diesen Zaubermitteln und Wahnvorstellungen. Es geht ihm da halt wie vielen unserer „Dreizehner“, die theoretisch zwar von dem Unsinn ihres blöden Aberglaubens überzeugt sind, in der Praxis aber der „Vorsicht“ nicht entraten wollen, weil die verfluchte Zahl „13“ nun doch mal halt, nun ja, eine — „böse Sieben“ sein könnte.

Mit dem Matschematschen hängt enge zusammen das Erlassen sogenannter

c) Tabu-Gesetze. Man behauptet, der Charakter dieser Gesetze sei ein rein profaner. Ihr Erlaß bezwecke nichts anderes, als eine prophylaktische Schonung und Einschränkung im Verbrauch der auf den kleinen Eilanden manchmal so spärlich vertretene Nahrungsmittel. Ich kann mich dieser Auslegung nicht anschließen. Denn erstens sind die Tabu-Gesetze nicht bloß auf kleinen, nahrungsarmen Inselchen der Südbsee, sondern auch in größeren, reichesegneten Landstrichen üblich. Zweitens beziehen dieselben sich keineswegs ausschließlich auf den Nahrungs-Verbrauch. Was hat das Tabuen bei Gelegenheit eines Fischzuges, einer Seereise, eines Sterbefalles unter den Häuptlingen, was die von demselben oft auferlegte zeitweilige Beschränkung im usus matrimonii mit einem prophylaktischen Nahrungsverbot zu tun? Wenn daher auch tatsächlich auf manchen armen Inselchen infolge des Tabuens die spärlich vorhandene Nahrung in etwas geschont wird, so ist diese Prophylaxe doch nicht direkt, wenigstens nicht ausschließlich intendiert, sondern eine günstige Nebenfolge. Ja, selbst wenn mal das Schonen der Nahrung auf einigen winzigen Eilanden direkt in erster Linie oder gar ausschließlich beabsichtigt wäre, so wäre der Charakter des Tabuens trotzdem noch kein rein profaner, sondern

wenigstens insofern auch ein religiöser, als diese Gesetze fast durchweg von den „Religionsdienern“ erlassen werden und ihre Sanktion nur in den religiösen Vorstellungen der betreffenden Leute haben.

Im günstigsten Falle darf man daher annehmen, daß das Tabuen einen religiös=abergläubischen Charakter hat mit zuweilen profanen Nebenwirkungen.

Schauen wir uns nun einige dieser Gesetze des nähern an. Zunächst existieren zahlreiche Nahrungsverbote. Bestimmte Nahrungsmittel werden bestimmten Personen oder Gemeinden auf Zeit oder für immer verboten, ihnen als „tabu“ erklärt.

So ist z. B. allen freien Japleuten auf ewige Zeiten tabu der Galuff, der Trepang, der Seeaal, der Hai. Ferner darf niemand in Jap zu der jährlich einmal wiederkehrenden Zeit, während deren auf hoher See der fliegende Fisch gefangen wird, von jenen Fischen essen, die innerhalb des Riffes erbeutet werden — für die Europäer die Hoch-Saison des Fischgenusses.

Gewisse Dörfer dürfen des weitern bestimmte Früchte anpflanzen, aber nicht selbst genießen, weshalb sie in den Handel gebracht werden.

Sämtlichen Frauen ist eine gewisse Bananen-Art zu essen verboten.

Männer von Frauen, deren Niederkunft bevorsteht, dürfen keine Krabben oder mehrfarbigen Fische essen, weil sonst das erwartete Kind mißgestaltet und mehrfarbig zur Welt käme.

In der Landschaft Tomill müssen 5 Männer sich hundert Tage lang nur von Fisch und Taro ernähren, alle anderen Nahrungsmittel, selbst die Kokosnuß, sind ihnen für diese Zeit „tabu“.

Die zwei Hauptzauberer Japs dürfen nur von solchen Früchten essen, die ausschließlich zu ihrem Gebrauche gepflanzt sind; alles andere „tabu“.

Außer diesen und noch zahlreichen anderen Nahrungsverböten, kennt man auch eine Beschränkung im usus matrimonii. In Tomill z. B. müssen die vorher erwähnten 5 Männer während der genannten 100 Tage auch enthaltfam leben. Alle Männer, die sich am Hochsee-Fischfang zur Zeit des fliegenden Fisches beteiligen wollen, müssen einige Monate vorher ein enthaltfames Leben führen. Dem Häuptling von Gatschapar, der zugleich Oberhaupt der ostwärts von Jap gelegenen Inseln bis Kuck ist, sind sämtliche Frauen dieser Gebiete „tabu“.

Ins öffentliche Leben sehr einschneidend sind dann endlich die Handelsverbote. Dieselben sind eine Art Interdikt, das über ein bestimmtes Dorf oder einen größeren Distrikt verhängt wird und zuweilen bis zu einem halben Jahre dauert. Für die Dauer dieser Zeit darf die interdicierte Örtlichkeit keinen Export- oder Import-Handel im Bereiche ihrer Grenzen treiben; nicht das Geringste darf zum Dorf hinaus, nicht das Geringste hinein. Das Verbot ist so streng, daß niemand die Grenze des Dorf übertreten darf. Derjenige, welcher mit oder ohne Kenntnis des Tabus ins Dorf hineinkommt, wird für die Dauer des Interdikts nicht mehr hinausgelassen. Europäer, die das Tabu nicht achten, ziehen sich den höchsten Unwillen der Einwohner zu. Jedoch hat sich die Disziplin seit der europäischen Okkupation schon in etwas gelockert. Am unzufriedensten mit dieser „verrückten Einrichtung“ sind natürlich die weißen Händler, da sie während der ganzen Tabu-Dauer nicht eine einzige Kokosnuß aus dem betreffen-

den Dörfe oder Distrikte erhalten können. Die Eingeborenen dagegen halten das „Tabu“ für eine wichtige Sache, das bei allen bedeutenderen öffentlichen Anlässen angebracht ist, z. B. bei einer großen Trockenheit oder Hungersnot, beim Tode eines Häuptlings, vor dem Beginn einer großen Seereise, bei der Veranstaltung eines Hochsee-Fischzuges usw.

Damit wären wir nun mit der Betrachtung des öffentlichen Lebens auf Jap zu Ende. Suchen wir jetzt einen Einblick zu gewinnen in

C.

Das Privat- und Familien-Leben.

Sprechen wir von der Gründung der Familien durch die Heirat, von ihrer Erweiterung durch die Nachkommenschaft, wobei wir Gelegenheit nehmen werden, einige Bemerkungen über das Aussterben der Südseevölker zu machen, dann über Stellung, Rechte und Aufgaben der einzelnen Familienglieder, endlich von der Auflösung des Familien-Verbandes durch Scheidung oder durch den Tod.

A. Gründung der Familie durch die Heirat.

1. Bedingungen, von denen die Erlaubtheit einer Heirat abhängt, existieren nur wenige. Das Haupterfordernis ist die Genehmigung der Eltern, besonders derjenigen der Braut. Sie bestimmen ja schließlich die Heirat mehr als die beiden Eheandidaten. Kommen sie doch manchmal schon über deren zukünftigen Ehebund überein, wenn dieselben noch erst zarte Kinder sind und weisen sie dann auch meist als „Spielekameraden“ einander zu, damit sie sich frühzeitig aneinander gewöhnen.

Der völlige Abschluß der Ehe dagegen, d. h. das Beziehen eines eigenen Hausstandes erfolgt jedoch erst später, wenn mit dem Eintritt der Pubertät die zweite und letzte Vorbedingung zur Heirat erfüllt ist.

2. Ehehindernisse d. h. strikte, die eine Heirat wirklich verbieten, gibt es, wenn ich von dem Spezialverbote einer Ehe zwischen einem Sklaven und einer freien Frau absehe, meines Wissens nur eines, zu nahe Verwandtschaft. Freilich dürfte es infolge der sehr zahlreichen Adoptionen und deren Geheimhaltung vor den Kindern praktisch nicht ausgeschlossen sein, daß auch mal sehr nahe Verwandte ohne Vorwissen ihres konsanguinen Verhältnisses eine Ehe eingehen.

Wie sieht es übriges aus bezüglich Ehen zwischen Eingeborenen und Ausländern?

Zwischen Japmännern und den farbigen Ausländerinnen der benachbarten Inseln kommen faktisch keine Ehen vor. Dieselben sind aber an und für sich nicht unstatthast, nur werden sie tatsächlich nicht eingegangen, weil der Japmann an seiner Ehefrau vor allem auch ein tüchtiges Arbeitspferd haben will, wozu sich seines Erachtens Ausländerinnen nicht so gut eignen.

Ehen zwischen einheimischen Sklavinnen und Ausländern, sowohl farbigen wie weißen, sind gestattet und kommen auch vor.

Ehen zwischen freien Japfrauen und Ausländern kommen schlechterdings nicht vor, auch nicht mit Weißen. Aber es ist mir zweifelhaft, ob man solche gemischte Verbindungen als unstatthaste Mesalliancen ansieht, oder ob man wegen der inferioren Zahl der freien Frauen, die hinter der einheimischen Nachfrage zurückbleibt, die fremden Elemente von der Mitbewerbung ausschließt.

Die geringe Zahl der freien Frauen ist auch wohl die Ursache, daß Witwen bald nach dem Tode des Gemahls und die Dirnen gleich nach Aufgabe ihres Verhältnisses ein Ehegespan bekommen.

Das Einzige, worauf der Bräutigam sieht, ist, daß seine Braut aus demselben oder doch aus einem Dorfe gleichen Ranges stamme, weshalb Ehen mit Slavinnen nur eine verschwindende Ausnahme sind.

3. Formalitäten beim Abschluß der Ehe gibt es nur wenige. Der Jüngling verständigt sich mit den Eltern, speziell dem Vater seiner Braut, leistet ihm eine zeitlang Dienste und händigt ihm Geschenke an Muschelgeld, Bananenfaser, „Keng“ usw. ein. Dafür erhält er die Braut nebst einigen Gegengeschenken. Dann bezieht er mit seiner Genossin ein eigenes Heim, und damit ist die Eheschließung zu Ende ohne jede weitere Feierlichkeit.

4. Polygamie im herkömmlichen Sinne nimmt immer mehr ab, wahrscheinlich auch nur wegen der Unterbilanz an Frauen. Nur wenige Häuptlinge haben mehr als eine Frau, die dann in verschiedenen Häusern oder gar Dörfern wohnen.

Polyandrie im eigentlichen Sinne existiert gar nicht. Dagegen führen die zahlreichen Ehebrüche beider Teile, die vielfachen Ehescheidungen und Neuverheiratungen praktisch zu Polygamie und Polyandrie.

5. Ehebrüche von Seiten des Mannes, namentlich sein Verkehr mit den Dirnen im Gemeindehause, gelten als etwas Herkömmliches, Selbstverständliches, sind völlig straflos, und werden von der Frau anstandslos hingenommen.

Auch die Frau bleibt straflos, die sich mit einem andern Manne abgibt, während ihr Galan Strafe durch den Betrogenen zu gewärtigen hat, falls die Frau ihn verrät.

Daß ein Mann seine Frau einem andern cediert, ist auch schon vorgekommen.

Geht eine Frau ihrem Manne mit einem andern durch, so betrachtet ihr Gespan die Ehe als gelöst und sucht sich eine „bessere Hälfte“.

6. Freiwillige Ehelosigkeit ist völlig unbekannt. Wer heiratsfähig wird, heiratet auch, es sei denn, daß äußere Verhältnisse dem Abschluß einer Ehe vorläufig noch entgegenstehen. Ist das der Fall, so findet der junge Mann Ersatz im außerehelichen Verkehr, namentlich im Gemeindehause mit den

7. Dirnen. Die unverheirateten Männer eines Dorfes bilden nämlich unter sich eine Art Klub, der sich in den großen Gemeindehäusern einige Mädchen hält, die den Mitgliedern abwechselnd im turnus zur Verfügung stehen. Daß auch die verheirateten Männer am Klubrecht partizipieren, habe ich schon erwähnt.

Die Mädchen werden stets aus einem anderen Dorfe und zwar möglichst aus einem mit gleichem Range geholt. Sehr oft kauft man sie einfach den Eltern für eine bestimmte Zeit ab, sei es für Monate, sei es für Jahre. Kann man die Erlorene aber nicht gutwillig erhalten, so braucht man Gewalt und List, sie zu entführen. Das Mädchen selbst ist jedoch meistens mit seiner Entführung einverstanden oder hat sie sogar angeregt, wegen der Vorteile, die ihm aus seinem Verhältnis entspringen. Erfolgt nach stattgehabter Entführung auf die Reklamation der Eltern nicht die Herausgabe der Tochter oder eine nachträgliche gütliche Vereinbarung, so entsteht zwischen den Dörfern der Geraubten und der Räuber Krieg, und der Sieg entscheidet über Rückgabe oder Weiterbesitz der strittigen Helena.

Die Sitte gewaltsamer oder auch abgekarteter Entführung ist meines Erachtens die eigentliche Ursache für die auffällige Tatsache, daß man in Jap ein jüngeres Frauenzimmer nie ohne Begleitung der einen oder andern Genossin sieht. Manche haben allerdings als Erklärung hierfür wüßtes Treiben früherer Soldaten und Ansiedler aufgestellt; aber mit Unrecht, wenigstens wenn man diese allein oder auch nur in erster Linie verantwortlich machen will. Denn, weshalb sind die Weiber auf Jap auch jetzt noch so scheu, weshalb traut sich auch jetzt keine allein auf den Weg, wo doch von Ansiedlern und Soldaten nichts mehr zu fürchten? Warum? Sie sind vor ihren eigenen Leuten nicht sicher.

Überhaupt darf man einmal ein ernstes Veto einlegen gegen jene jüdseebegeisterten und scheinbar so unparteiischen Geo- und Ethnographen, welche die grenzenlose Sittenlosigkeit auf den Eilanden des stillen Ozeans erst seit der Berührung der Eingeborenen mit den Weißen datieren wollen und sie den Verwaltungsbeamten, Händlern und Soldaten imputieren. Wenn es auch unter diesen zweifellos manche gab und gibt, die es „mit der gesunden Sinnlichkeit halten“, so hat es von jeher unter diesen doch auch anständige Elemente gegeben. Und selbst die sittlich verkommenen Europäer haben die Laster nicht eingeführt, sondern vorgefunden — Laster wie sie selbst unserer hyper raffinierten „Kultur“ unbekannt sind — wenn diese Besiedelungs-Pioniere auch wenig geeignete Elemente waren, ein herabgekommenes Völklein wieder auf eine höhere sittliche Stufe zu heben.

Was die Verbreitung des Dirnenwesens auf Jap betrifft, so gibt es nur wenige Mädchen, die nicht das eine oder andere Mal im Gemeindehause gedient. Der Grund ist einerseits die starke Nachfrage, da jedes Dorf seinen Klub hat, manche Dörfer sogar mehrere, dann der materielle Vorteil der Eltern, endlich vielfach der Wunsch der Mädchen selbst. Und zwar ist es weniger Hang zur Libertinität, der sie ins Gemeindehaus zieht, da sie demselben auch sonst schrankenlos nach Belieben fröhnen können, als einige mit dem Dirnendienst verbundene Privilegien.

Zunächst braucht so ein Mädchen nicht zu arbeiten, wird im Gegenteil geschont und gut gepflegt, ein Umstand, der selbst manche junge Ehefrau das Joch der Ehe und Arbeit abschütteln und Zuflucht im Gemeindehause suchen läßt.

Zweitens werden diese Dirnen zu allen Festlichkeiten der Männer zugelassen, von denen alle andern Mädchen und Frauen streng exkludiert sind.

Drittens braucht solch eine Person nicht zu fürchten, wegen ihres Vorlebens „sizen zu bleiben.“ Denn wird sie entlassen, erhält sie sovieler Geschenke, daß sie wegen ihrer „reichen Aussteuer“ bald einen Mann findet; und wäre sie etwa Mutter geworden, so heiratet der sie, den sie als Vater des Kindes bezeichnet.

Der traurigste Punkt in der ganzen Dirnenwirtschaft ist der, daß selbst kaum herangereifte Kinder, wenn nicht gar noch unreife, von ihren Eltern zu diesem Dienste verschachert oder von Liebhabern überredet werden. Hier von Seiten der Regierung einzugreifen, wird dem an seiner Sittenlosigkeit schließlich eingehenden Völkchen mindestens eine ebenso große Wohlthat sein, wie die Gründung des Hospitals zur Bekämpfung der entsetzlichen Hautkrankheiten.

B. Die Erweiterung der Familie durch die Nachkommenschaft.

1. Sobald die Schwangerschaft feststeht, soll nach Japsitte kein usus matrimonii mehr stattfinden. Neigt dieselbe sich ihrem Ende zu, so erhält die zukünftige Mutter eine Art Medizin, um eine glückliche Niederkunft vorzubereiten.

Zu demselben Zwecke wird auch manchmal auf mechanische Weise für eine Erbreiterung der Geburtswege gesorgt.

Die Behauptung, daß Frauen in den letzten Monaten der Schwangerschaft keine schweren Arbeiten, z. B. im Felde, mehr zu verrichten haben, mag richtig sein; doch kann man Ausnahmen antreffen. Ob in Jap auch die sonderbare Sitte herrscht, daß der Ehemann behufs Erlangung einer glücklichen Niederkunft seiner Frau längere Zeit das Haus und „Bett“ hütet, während die Gefegnete bis zum letzten Augenblicke ihrer Arbeit nachgeht, habe ich persönlich selbst nicht feststellen können, obwohl mehrere Europäer, die Jahrzehnte lang auf unserer Insel anständig sind, dasselbe bestimmt und ernst versichern.

2. Sobald nun die Geburt stattgehabt, erfolgt ein Bad im Meere. Dann werden Mutter und Kind in ein abseits gelegenes Häuschen gebracht und dort von einem Sklavenweib gepflegt. Nach erfolgter Rückkehr in ihr eigenes Heim bleibt die Mutter noch ungefähr einen Monat von jeder schweren Arbeit frei, worauf sie sich von neuem in das Joch ihres Berufes zu spannen hat.

Der Säugling selbst wird von der Mutter gestillt, aber frühzeitig entwöhnt und gelehrt, durch ein kleines Blattröhrchen das süße Kokoswasser zu trinken. Letzteres dient auch als Ersatz, wenn eine Mutter nicht zu stillen vermöchte. Ist der Säugling schon etwas größer, so lernt er auch bald das zarte geléeartige Fleisch der jungen Kokosnuß essen.

Der Name wird dem Kinde in der Regel vom Großvater beigelegt. Jrgend welche Feier oder Festlichkeit ist damit nicht verbunden.

Hätte eine Mutter einmal Zwillinge geboren, so fällt eines der Kinder dem Onkel oder einem sonstigen nahen Verwandten zu. Das einmal verschenkte darf nicht mehr requiriert werden, auch dann nicht, wenn das andere etwa stürbe. Auch nachgeborene Kinder fallen den Verwandten des Vaters zu, dem Onkel oder Großvater.

Solange das Kind noch klein ist, folgt es beständig der Mutter, die es überall mit sich nimmt und im Reitsitz in der Hüfte oder auf dem Rücken trägt, wobei der Wulst des Rockes als Sattel dient. Ist die Frau zu Hause bei der Arbeit, so kriecht die kleine Krabbe frei herum, oder wird in ein kleines aus wenigen Bambusstäben hergestelltes, den Lauskorb ersetzendes Hüttchen gebracht, in dem es wie in einem Käfig herumtappt.

3. Hier ist nun vor allem die sehr wichtige Frage zu erörtern über die geringe Zahl der Geburten und das zu befürchtende Aussterben der Japbevölkerung.

a) Allgemeine Erörterungen.

Es ist eine bedauerliche Tatsache, daß wie auf fast allen Inseln des stillen Ozeans, so auch in Jap die Bevölkerung bedeutend abnimmt, weil die Zahl der Geburten hinter der der Sterbefälle stark zurückbleibt. Sind doch nach Kubary ³/₄ aller Ehen kinderlos. Für Jap haben wenigstens die letzten offiziellen Volkszählungen eine jährliche Abnahme der Bevölkerung um 300 Seelen festgestellt. Was das bei einer Gesamt-Einwohnerschaft von etwa 7—8000 Seelen — die Spanier taxierten noch Ende der achtziger Jahre 12000 Köpfe und drüber — zu bedeuten hat, weiß jeder selbst zu beurteilen.

Indessen möchte ich gleich hier schon darauf aufmerksam machen, daß das häufige Antreffen von zerstörten Häusern, von verlassenen Anpflanzungen, und

einzelner auf den Höhen stehender Kokospalmen keinen sichern Anhaltspunkt bietet für die Berechnung der früheren Ausdehnung und des jetzigen Zusammenschmelzens der Bevölkerung.

Denn da man selbst jetzt noch irgendwie durch Alter oder Unwetter zerstörte Behausungen einfach sich selbst überläßt und die neuen vielfach an andern Stellen errichtet, so sind verlassene Wohnstätten nicht immer Zeugen ausgestorbener Familien oder Dörfer.

Und wenn man vielfach sich selbst überlassene, brach liegende Pflanzungen antrifft, so ist der Grund nicht immer der, daß die Bebauer ausgestorben, sondern kommt sehr oft daher, daß die Japbevolkerung, ist der Boden an einer Stelle so ziemlich ausgenützt, ihn unbebaut liegen läßt, um an einer fruchtbareren Stelle neue Kulturen anzulegen.

Endlich ist auch das Antreffen sporadischer Kokospalmen an jetzt unbewohnten Stellen auf den Höhen kein sicheres Zeichen, daß sich daselbst ehemals menschliche Besiedelungen befanden. Denn hätten dort regelrechte Kokos-Anpflanzungen bestanden, so müßten dieselben bei der leichten Selbstfortpflanzung der Kokospalme ohne jede menschliche Beihülfe und bei ihrer Langlebigkeit auch jetzt noch in größeren Gruppen bestehen. Das ist aber auf Jap wenigstens nicht der Fall. Die einzelnen Palmen, die auf der unbewohnten Höhe „allein auf weiter Flur stehen,“ können leicht einmal durch spielende Kinder oder auch durch Erwachsene angepflanzt sein, die oft erst den Kern der Nuß essen und nachher die Schale mit dem Keim in den Boden stecken, eine Art der Pflanzung, die selbst manchmal in den reichen Beständen der Niederungen jetzt noch angewandt wird.

b) Was mag denn nun wohl der eigentliche tiefere Grund für den Rückgang der Südsee- und Jap-Bevolkerung bilden?

Sicher ist es nicht die vegetabilische Lebensweise der Insulaner, die nach Friederichsen Dysenterie erzeugen und so die Bevölkerung wegraffen soll. Denn erstens herrscht nicht überall dort, wo die Zahl der Bewohner zurückgeht, ausschließlich die vegetabilische Lebensweise; und zweitens ist manchmal dort, wo sie wenigstens vorherrschend ist, wie z. B. auf Jap, die Dysenterie eine völlig unbekannte Krankheit.

Auch das „Eindringen der fremden, europäischen Kultur,“ das manche Ethnologen mit höchst überflüssigem Bedauern zu betrachten scheinen, ist nicht an sich der Grund für das Zurückgehen der Südsee-Völker. Denn erstens wird ein an sich lebensfähiges Volk durch Bekanntwerden mit einer fremden, höhern Kultur nicht nur nicht dem Untergang entgegengeführt, sondern im Gegenteil eminent gefördert. Sonst wäre ja auch alles, was Kolonial-Freunde von der „Kultur-Mission“ ihrer respektiven Völker sagen, nichts als eitel Humbug und Phrase. Bei einzelnen mag das auch zutreffen, bei andern aber nicht.

Zudem, wieviel europäische Kultur ist denn bis jetzt in die Südsee eingedrungen? Die paar Konservendbüchsen und Bierflaschen, die paar Ballen Kattun und die alten Chassepots wird man doch hoffentlich nicht mit der europäischen Kultur identifizieren. Und mehr wie diese äußeren Lappalien haben die Insulaner von unserer Kultur noch nicht gesehen. Nur von Christentum haben sie gehört. Wie wenig die Leute aber an der Intussusception christlicher Lehren leiden und zu Grunde gehen, daß weiß jeder Kenner der Verhältnisse.

Nein, nicht das Andringen — es müßte ja mindestens das Ein- und Durchdringen sein — einer fremden Kultur ist Schuld am Rückgang der Bevölkerung; denn die alten Bau-Ruinen auf Ponape und Kusaie, teilweise auch auf Yap bekunden schon eine sehr starke Decadenz der Inselbewohner, bevor das erste weiße Gesicht sie erschreckte. Will man aber doch dem Vordringen unserer Kultur einige „Schuld“ geben, so läßt sich höchstens behaupten, daß sie vielleicht den schon längst begonnenen Aussterbe-Prozeß eines Völkchens, das den Keim des Verderbens in sich selbst trägt, in etwa beschleunigt.

Auch die Einfuhr von Alkohol und Opium, die Einschleppung fremder Krankheiten wie Masern, Lepra, Schwindsucht (?) haben nicht den Keim zum Aussterben gelegt, sondern höchstens eine temporäre Beschleunigung oder akute Intensität desselben herbeigeführt. Denn wo Alcohol und Opium längst gebannt, wo die Masern vergessen, wo Lepra und Schwindsucht gar nicht oder nur leicht aufgetreten, herrscht dieselbe Tendenz unaufhaltsamen, wenn auch vielleicht langsamen Rückganges.

Endlich möchte ich auch die vielen Stammesfehden, die übrigens nicht auf allen Inseln in gleichem Maße grassierten, nicht als Ursache für das unaufhaltsame Absterben, wenn schon für eine momentan starke, meinerwegen sehr starke Verminderung der Bevölkerung gelten lassen. Denn die Fehden und Kriege sind nur etwas äußerlich Gewalttames, Vorübergehendes, zudem jetzt auf den meisten Inseln inhibiert, das Aussterben dagegen nimmt ruhig und gleichmäßig seinen Fortgang und zwar, wie wohl niemand leugnen kann, aus einer innern Ursache, die den Südseevölkern sozusagen in den Knochen liegen, ihnen buchstäblich wie ein giftiger Keim, wie ein verderblicher Bazillus in Fleisch und Blut übergegangen sein muß.

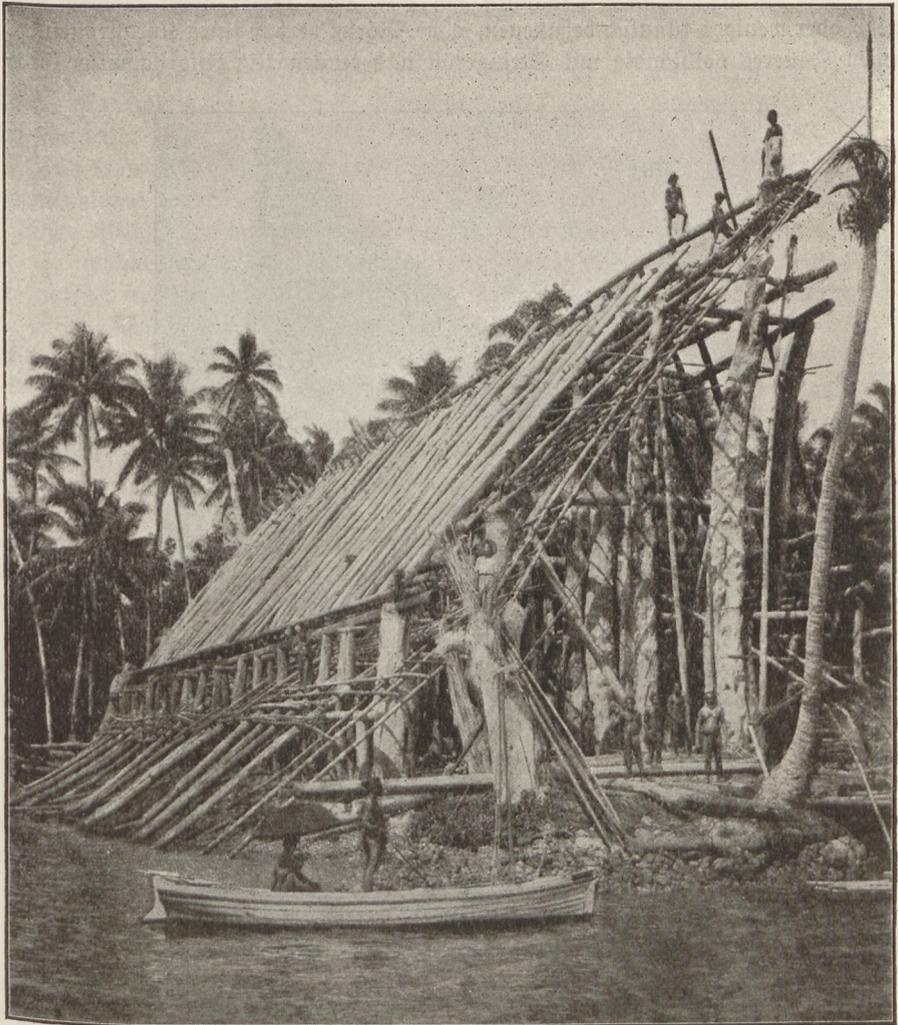
Und da bleibt dem tiefern, vorurteilslosen und aufrichtigen Beobachter nur die eine Vermutung übrig, daß in der Hauptsache wenigstens die schrankenlose Sittenverderbnis der Südseevölker den Keim zu deren unrettbarem Verfall und unaufhaltbarem Rückgang gelegt hat. Was könnte sich auch aus dem unbehinderten Geschlechtsgenusse, dem sich die zarteste Jugend schon hingibt, manchmal unter direkter Anleitung der Alten, was könnte aus der sinnlichen Zügellosigkeit der Erwachsenen, die gerade in der Blüte und Reife ihrer Jahre statt einer geregelten Ehe meist nur ein lockeres, aus jedem willkürlichen Grunde ohne weitere Formalitäten auflösbares Zusammenleben kennen, was könnte aus dem äußerst verderblichen Dirnenwesen, wie es in jedem Dorfe und Dörflein unter Sanktion der öffentlichen Sitte betrieben wird, was könnte aus der widernatürlichen Gewohnheit, um Erhaltung der „Schönheit“ willen die Schwangerschaft zu hintertreiben oder gar das keimende Leben zu vernichten, kurz, was könnte aus diesen, alles verpestenden Erzessen in venere, zu denen dann meinerwegen auch noch im Verlaufe der Zeit die bei der Kleinheit der Inseln und der geringen Zahl der Bevölkerung unvermeidliche Inzucht hinzukommt, was könnte aus allen diesen Momenten sich auch anderes ergeben, als ein verbrauchtes, degeneriertes, bis ins Mark entartetes, leiblich korruptes Geschlecht, dessen Organismus senil, dessen Lebensfeuer erloschen, dessen seelische Spannkraft fast zu Ende ist?

C. Stellung, Rechte, Aufgaben der einzelnen Familienglieder.

1. Der Mann: Er ist absoluter Potentat in seiner Familie, deren Glieder, besonders die weiblichen, ihm dienstbereit unterstehen. Er verfügt über die Zu-

funft feiner Töchter, die er für ein mehr oder weniger respektables Geschenk verheiratet oder als Dirne verschachert.

Seine Aufgabe besteht im Haus- und Kanoe-Bau, im Fischfang, im Einsammeln der Kokosnüsse; auch unterstützt er sein Weib im Klären des Busches



Bau eines großen Gemeindehauses.

Das leiterartige Gitterwerk dient bloß zum Aufstiege und wird wieder entfernt.

Bei Anlage einer Pflanzung, das Bebauen und Pflegen dagegen und das Ernten überläßt er großmütig seiner bessern Hälfte selbst.

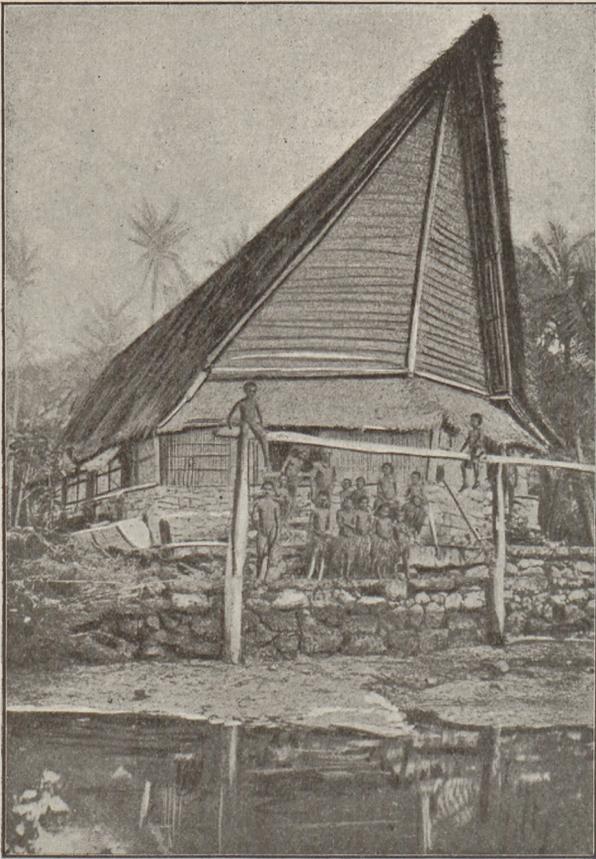
Nach außen vertritt er seine Familie in der Gemeinde-Versammlung, bei der Ableistung einer öffentlichen Arbeit, wie Wegebau, Errichtung eines Gemeindehauses und in Handels-Geschäften.

Vielleicht ist hier der Ort, etwas Näheres zu sagen über den Häuserbau, die Verfertigung eines Kanoes und den Fischfang.

a) Der Hausbau.

Sieht man von geringen Varietäten in Einzelheiten ab, so gibt es in Japan nur einen einzigen Häuser-Typus, da alle Wohnungen dieselbe Anlage in Grundbau, Aufbau und Bedachung zeigen.

Der Grundbau ist ein zwischen ein und zwei Meter hoher Aufbau aus mehr oder weniger künstlich behauenen, ohne Mörtel verbundenen Korallensteinen, dessen Inneres vollständig mit Steingeröll und tennenartig festgestampfter Erde



Großes Gemeindehaus mit dem charakteristisch überragenden, gegen den Seewind zugespitzten Giebel. Dabei eine Gruppe von Knaben und Mädchen.

ausgefüllt ist. Die Form desselben ist ein langgezogenes Sechseck. Der Aufbau besteht aus einem rohen Baumgerüst, das durch kleineres Zwischengestänge und Bambusstäbchen ausgefüllt und ausgekleidet wird, wodurch die sehr luftdurchlässigen Hauswände entstehen. In denselben sind an mehreren Stellen offene Lücken gelassen, die als Türen und Fenster dienen und vor Eindringen des Regens oder auch der Sonne mit dichten Klappen geschlossen werden können. Als Aufstieg zu diesen Türfenstern dient ein vorgelegter Steinklotz oder Baumstrunk, selten einmal eine steinerne Stufe.

Das Dach ist unverhältnismäßig groß und hoch. Es bildet einen spitzen, tief herabreichenden Sattel und besitzt zwei mächtig vorragende Giebel. Die Sparren bestehen bei den kleineren Familienhäusern aus dünnen Palmstämmchen, bei den großen Gemeinدهäusern dagegen aus dem leichtern Bambus, weil das Riesendach sonst zu schwer würde. Die Bedeckung geschieht mit geflochtenen Kokoswedeln, mit Pandanus-Blättern oder den langen Blattstreifen der Nipa-Palme.

Ist so der Typus der Behausungen im wesentlichen einer, so gibt es doch zwischen den Familien- und dem Gemeinدهause einige bemerkenswerte Verschiedenheiten.

Das Gemeinدهaus ist nämlich bedeutend, oft 5—6, ja 8 mal größer als ein gewöhnliches Familienhaus. Deshalb trägt es auch ein riesenhaftes Dach. Da dessen Belastung nun für die bloßen Außenwände und Eckstützen zu groß wäre, so mußte man innerhalb des Hauses noch eigene Dachstützen anbringen. Diese werden nun gebildet von einer mitten durch das Gebäude hindurchlaufenden Zeile riesiger Baum-Säulen, die glatt geschält, sonst aber ganz im Rohen gelassen und daher oft krumm und verbogen sind. Dieselben reichen von unten direkt hinauf bis zum Firstbalken, der auf ihnen ruht und somit auch das ganze Dach. Da letzteres aber auch nach der Seite drückt, so läuft an der rechten und linken Längsseite des Gebäudes noch je eine Reihe kleiner, niedriger, aber dicker, fester Baumstämme, die dann gleichfalls als Dachstützen dienen. Dadurch erhält das Innere des Gemeinدهauses, das nur einen einzigen großen, luftigen, bis zum Dach hinauf freien, in keine Zimmer- und Querverschläge eingeteilten Raum bildet, mit seinen drei Baumzeilen oder Säulen fast das Aussehen einer dreischiffigen Kirchenhalle.

Das Privathaus dagegen bedarf bei der geringeren Größe und Last seines Daches nicht der inneren Stützbäume. Die Außen- und Eckstützen genügen, und daher fehlen die Säulenreihen im Innern. Ferner unterscheidet es sich vom Gemeinدهaus noch dadurch, daß es wenigstens durch einen Querverschlag in zwei Abteile getrennt ist.

Übrigens gibt es neben dem eigentlichen Privathaus noch eine Anzahl kleiner niedriger Hütchen, die teils als „Frauenwohnung“, teils als „Kinderzimmer“, teils als „Küche“, manchmal auch als „Spind“ oder „Vorratskammer“ dienen.

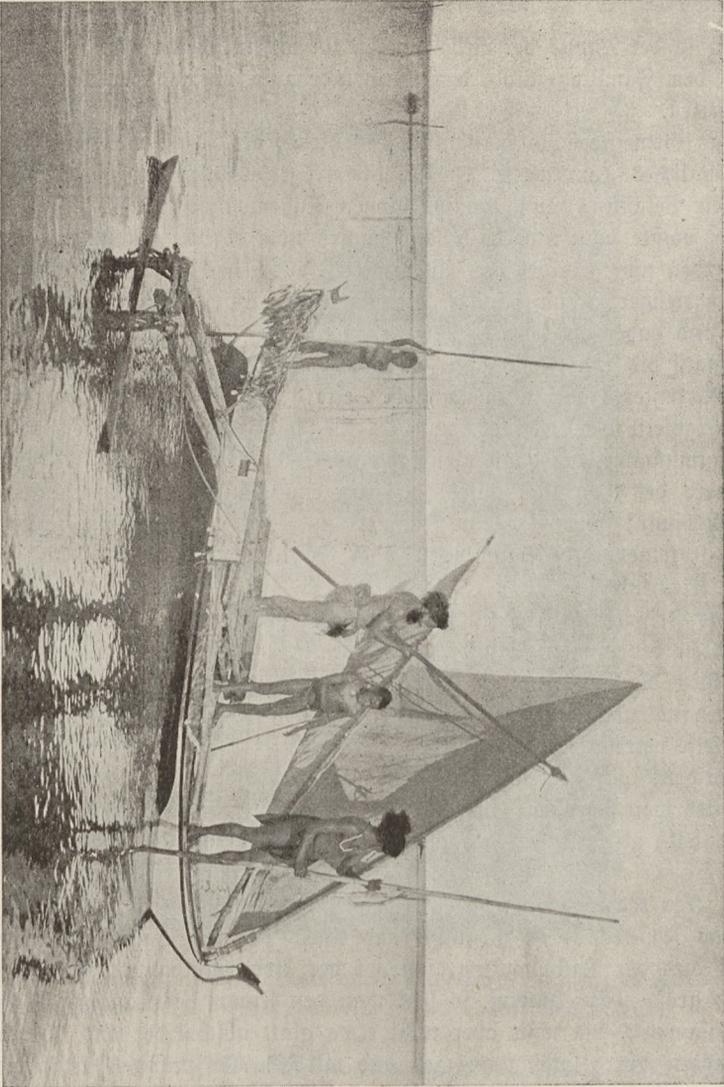
b) Der Kanoe-Bau.

Das Jap-Kanoe ist möglichst aus einem einzigen Baumstamm hergestellt. Meist ist dies der Calophyllum, seltener der Brotfruchtbaum. Findet sich kein genügend großer Einzelstamm, so setzt man den Rumpf des Kanoes aus mehreren Teilen zusammen, die man aber nicht etwa glatt abschneidet und übereinandergesügt, sondern unregelmäßig auszackt und mit den Vorsprüngen in entsprechende Vertiefungen des andern Teiles einfügt — alles bloß nach Augenmaß! —. Dann werden die einzelnen Stücke mit Kokoszwirn fest aneinandergebunden — Nägel kennt man nicht, wären auch unbrauchbar — und kalfatert. Das so zusammengefügte Fahrzeug ist fest und dauerhaft und übersteht manchen Strauß mit den Wellen.

Der Rumpf, ob nun Einbaum oder aus mehreren Stücken zusammengefügt, bildet ein bis 6 m langes und nur etwa $\frac{3}{4}$ m breites, leichtes, schlankes, vorne

und hinten gleichmäßig spitz zulaufendes Fahrzeug mit je einem hochragenden, kunstvoll gearbeiteten Aufsatz an den Enden. Die sanft ausgebauchten, etwa 3 Finger dicken Wände laufen nach unten allmählich in einem spizen Winkel zu einem leicht geschwungenen Kiel zusammen. Das schlanke, nach unten wie nach vorn und hinten allmählich spitz zulaufende Kanoe durchschneidet leicht wie ein

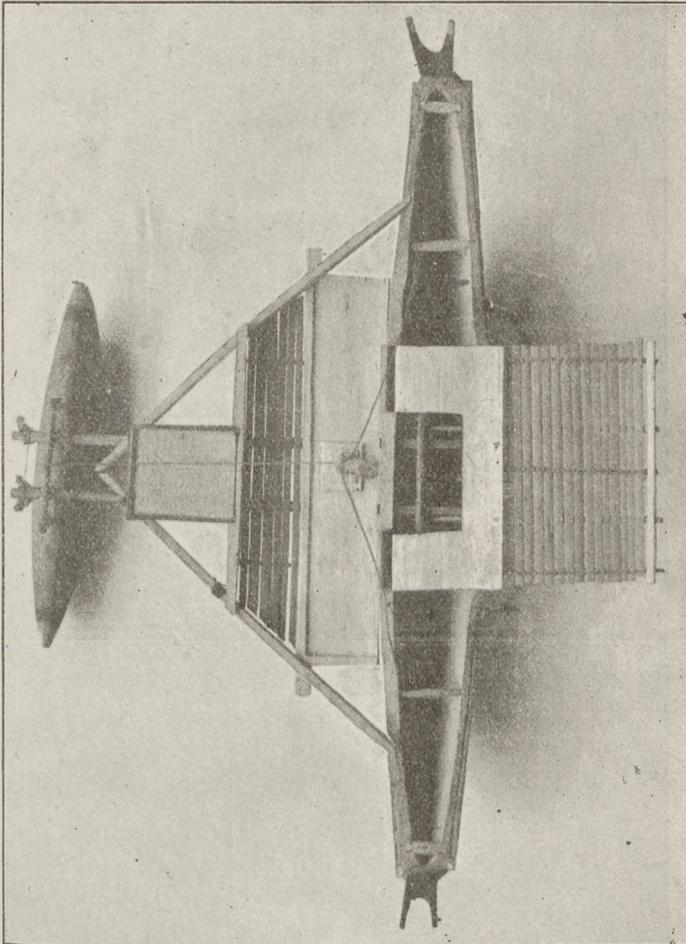
Kanoe von Sapp.



Messer das Wasser, würde aber auf seiner dünnen Basis unfehlbar umkippen, wenn dieses Malheur nicht durch einen sogenannten Ausleger verhindert würde.

Dieser ist ein mit dem Kanoe durch ein festes Gestänge zu einem Ganzen vereinigt Schwimmbalken, der auf einer Seite in etwa $1\frac{1}{2}$ m Entfernung parallel dem Rumpfe liegt und läuft. Er ist etwas kleiner als das Kanoe selber, nach vorne und hinten etwas zugespitzt, unten kaum merklich oval und massiv,

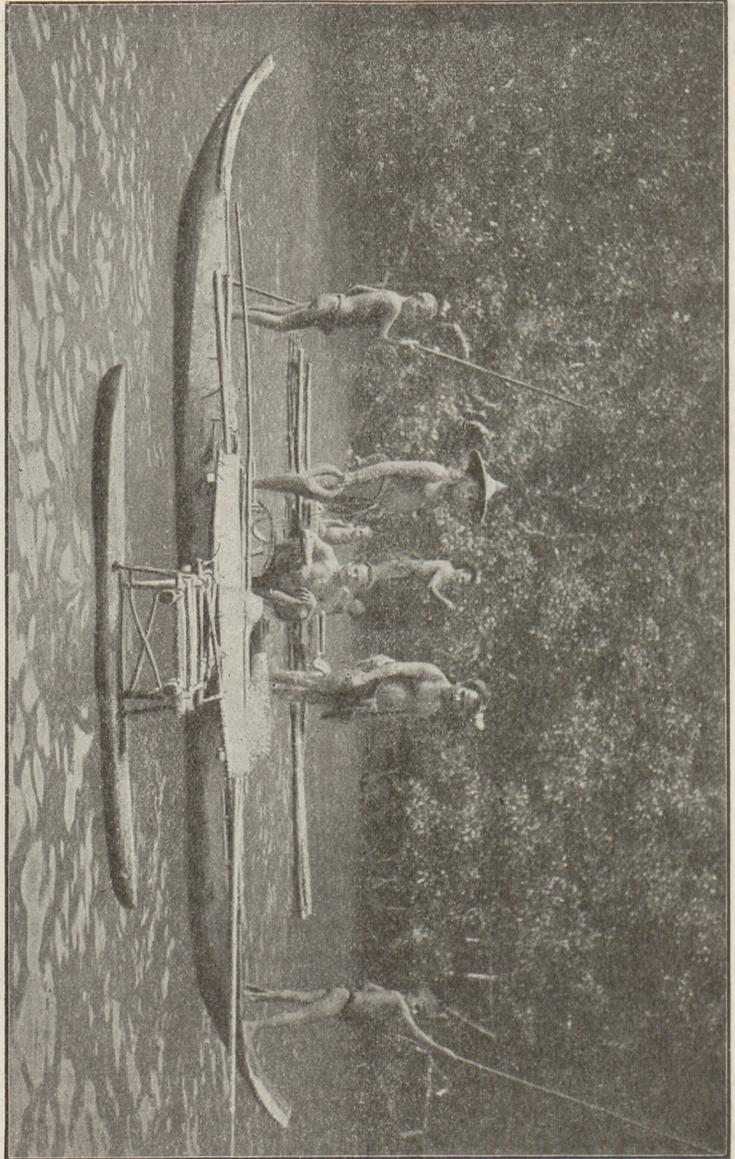
also nicht etwa ausgehöhlt. Der Zwischenraum zwischen ihm und dem Haupt-rumpf ist durch ein „Deck“ aus Bambusstäbchen ausgefüllt, auf welchem Personen oder Ladung Platz finden. Weil derselbe von Holz ist, schwimmt er leicht auf dem Wasser und ist schwer in seiner ganzen Länge unter dasselbe herabzudrücken, so daß ein Umkippen des Kanoes nach seiner Seite hin fast unmöglich. Aber nach der anderen Seite? Dorthin könnte das Kanoe schon eher umschlagen; allein, dann müßte der ganze Schwimmbalken mit in die Höhe hinaufgehoben



Kanoe der Sapeute von oben gesehen (nach einem Modell).

werden, und das geht nicht so leicht, da er massiv und schwer ist; es müßte denn sein, daß ein sehr starker Wind das Segel von der Seite her in seiner ganzen Breite erfaßte und so das Kanoe zur Seite legte. Indessen letzteres kann ein tüchtiger Segler dadurch verhindern, daß er mit der Rordel, durch welche er die Stellung des Segels zum Winde reguliert, etwas nachgibt, wodurch das Segel schräg zum Winde gestellt wird, sodaß dieser nicht voll einfallen, nicht seine ganze Kraft einsetzen kann. Somit hängt alles ab von der Geschicklichkeit des Seglers, der, sobald ein kräftigerer Windstoß einfällt und das Kanoe derart

auf die Seite zu legen droht, daß an der andern Seite der Ausleger aus dem Wasser gehoben wird, sofort mit der Regulier-Kordel nachgeben muß, wodurch der Wind an Druckfläche und so auch an Druckkraft verliert und der Schwimmbalken gleich wieder aufs Wasser herabsinkt. Ausgezeichnete Kanoefahrer lieben



Typ: Kofffahrzeug. Die beiden Stangen treiben das nahe am Ufer (im Hinterrund Salzwaflerbuch) in leichtem Wasser schwimmende Fahrzeug mittels des Fells (Bambusfänge) voran. — Hinten dem Kanoe schwimmt noch ein anderes Fahrzeug, ein sog. Fofob, das bloß aus einigen zusammengebundenen biden Bambusrohren besteht.

es übrigens, ihre Geschicklichkeit darin zu zeigen, daß sie dem Winde eine derartige Angriffsfläche auf das Segel darbieten, daß dadurch der Balken, aus dem Wasser herausgehoben, frei in der Luft schwebt und gleichsam nur mehr als Balanzierstange für das nunmehr allein auf seiner dünnen Rielschneide basieren-

de und wie rasend durchs Wasser dahersahrende Kanoe dient. Solche Seiltänzerfahrten bei stürmischem Wetter und hohem Wogengang sind eine gewagte Sache, aber äußerst anregend und interessant sowohl für den mit Leib und Seele dabei befindlichen Japmann, als für den Europäer, der den Mut hat, sich dem auf und niedertanzenden, in kühnem Satz von Woge zu Woge stürmenden Kanoe anzuvertrauen, dessen Schicksal buchstäblich in der Hand des „Kapitäns“ liegt.

Den Grund-Typus des Jap-Kanoes haben wir somit kennen gelernt. Je nach dem speziellen Zweck, dem es dienen soll, hat man nun doch einige Varietäten. Der gewöhnlichste Typ ist das Reise-Kanoe, das auch zum Fischfang innerhalb des Riffes verwendet wird. Es ist leicht, elegant, „schneidig“ gebaut. Ein anderer,



Eingeborenen-Kanoe.

Einer trägt gerade das Segel, aufgespannt wie es ist, von der einen Spitze des Kanoe auf die andere hinüber, um eine veränderte Fahrrihtung einzuschlagen.

schwererer Typ sind die Hochsee-Kanoes, die sich durch einen stärkeren Bau und größeren Tiefgang von ersterem unterscheiden. Letzterer wird dadurch erzielt, daß man sich die Kiellinie des Kanoes nicht sanft, allmählich, oval, sondern kurz energisch nach unten beinahe in Kreisform schwingen läßt. Ein dritter Typ sind die Last-Kanoes, die namentlich an den Enden statt spitz nach oben geschweift, kaum merklich gebogen und niedrig, flach erscheinen. Sie werden auch fast nie mit einem Segel getrieben, sondern mit kurzen Stechrudern oder den sog. „Tekins“ d. h. langen Bambusstangen, die man abwechselnd und taktmäßig in den Boden stemmt, um das Fahrzeug durch Abstoßen weiter zu treiben.

Das Hochsee-Kanoe wird nur mit dem Segel angetrieben. Das Reise- und Fischer-Kanoe für gewöhnlich ebenfalls. Dabei wird das dreieckige Mattensegel mit

seinem spitzen Winkel ganz vorne auf das äußerste Ende des Kanoes eingestellt, an einem leichten Mast aus Bambus hochgerichtet, aufgerollt und nunmehr durch Anziehen oder Nachgeben der Regulier-Kordel in beliebiger Weise dem Winde mehr oder weniger stark ausgefetzt.

Herrscht ein ungünstiger Wind oder gar Windstille, so reißt man das Segel ein und treibt das Kanoe, da innerhalb des Riffes meist ziemlich seichtes Wasser herrscht, durch das „Tekin“. Kommt man dabei an eine tiefere Stelle, wo das „Tekin“ keinen Boden mehr faßt, so setzt man sich hin und greift nach dem kleinen Stechruder, bis man wieder an eine seichtere Stelle gelangt.

Sobiel über das Kanoe. Vielleicht darf ich eben noch zwei Worte anfügen über das sogenannte „Tofod“. Es ist dies ein aus mehreren Bambusstämmen zusammengearbeitetes Floß, das nur zur Ebbezeit benützt wird, wenn das Wasser schon so seicht geworden, daß ein Kanoe auf Sand geraten würde. Auch baut man hier und da ein stärkeres Floß, wenn man Lasten zu transportieren hat, die für das zierliche Kanoe zu schwer oder zu schadbringend wären, z. B. in der See gebrochene Korallensteine, die zu einem Hausbau dienen sollen.

c) Der Fischfang. Man hat zu unterscheiden den Hochsee-Fischfang und die Fischerei innerhalb des Riffes.

a) Die Hochsee-Fischerei erstreckt sich ausschließlich auf den sog. „fliegenden Fisch“, der immer draußen auf der See bleibt und nicht innerhalb des Riffes herein kommt. Mangels geeigneter Methoden und Fangmittel, wird auf andere Hochsee-Fische keine Jagd gemacht.

Der fliegende Fisch, der nebenbei bemerkt sehr schmackhaft und daher mit Recht bei den Japleuten beliebt ist, wird auf folgende Weise gefangen.

Nach Einbruch der Nacht verläßt eine aus drei bis sechs, ja acht Hochsee-Kanoes bestehende Flottille, oft sinds deren zwei oder drei zugleich, den Strand und sucht durch die Riffpartie hindurch die offene See auf. Hierbei fahren nach der Etiquette die Kanoes der höheren Orte denen der niedrigeren Plätze voraus. Auch steht es nicht jedem zu, nach Belieben an einem solchen Fischzuge teilzunehmen, sondern eine Anzahl bestimmter Männer ist auserlesen, die sich in besonderer Weise auf ihre Aufgabe vorzubereiten haben. So müssen sie sich vor allem mehrere Monate lang in das große Gemeindehaus zurückziehen, daß sie nur verlassen dürfen, um an ihren Hochsee-Kanoes zu hantieren. Ferner haben sie während dieser retraite ein gänzlich coelibatäres Leben zu führen und endlich eine ganze Reihe von Abstinenz-Geboten bezüglich ihrer Nahrung zu beobachten. „Zuwiderhandelnde finden im nächsten Jahre zur Zeit des fliegenden Fisches ihren Tod“.

Von der Bemannung des Kanoes hat nun jeder einzelne einen bestimmten Posten. Der eine ist Leiter und Kommandant des Ganzen, der andere besorgt das Segel, ein dritter regiert das Steuerruder, der vierte schöpft das einschlagende Wasser aus — alle Jap-Kanoes sind ja ungedeckt, offen — Der fünfte hat für die Beleuchtung zu sorgen, und der Rest sind die eigentlichen Fischfänger.

Jedes Kanoe nimmt eine Anzahl, bis zu 30 Stück, dürr getrockneter und zu einer Fackel zusammengebundener Kokospalm-Wedel mit an Bord. Auf See werden dieselben nun einer nach dem andern angezündet und verbrannt. Dabei entwickeln die überaus schnell und giftig brennenden Fackeln ein sehr starkes, grelles, weithin die See erleuchtendes Licht, das sich vom Strande aus, von der Farbe abgesehen, fast wie ein elektrischer Scheinwerfer ausnimmt. Da nun jedes

Kanoe sein Licht leuchten läßt, so sieht man vom Lande aus auf dem fernen Meere eine ganze Lichterprojektion, zumal wenn mehrere Flottilien zugleich fischen, die sich bei dem mäßigen Winde — bei zu starker Brise fährt man nicht aus — langsam feierlich über See fortbewegt und einen reizenden Anblick bietet, der bei der schwarzen Nacht — auch bei Mondlicht kann man nicht ausfahren — um so magischer ist, als man sich manchmal bei dem grellen Scheine die Umrisse dunkler Gestalten bewegen sieht.

Noch anziehender wie für uns ist das Schauspiel für den fliegenden Fisch. Denn allzu neugierig schwirrt er aus dem Wasser heraus der grellen Fackel zu, wobei die bereitstehenden Häfcher ihn mittelst eines Handnetzes wie einen Schmetterling geschickt einfangen und ins offene Kanoe schleudern.

Auf diese Weise setzt sich der Fang fort, bis alle Fackeln verbrannt sind. Dann kehrt man heim, oft erst gegen Morgengrauen, und wird, wenn beutebeladen, von den Seinen mit großem Enthusiasmus empfangen.

β) Die Fischerei innerhalb des Riffes ist reicher an Methoden. Sie wird fast ausschließlich zur Zeit der Ebbe betrieben und steht dann jedermann frei, jedoch unter der Bedingung, daß er innerhalb der Jagdgründe bleibt, die seinem Dorfe zugewiesen sind. Führen wir uns nun einige Fangmethoden vor, die oft eben so sinnreich und interessant, wie verblüffend einfach sind.

αα) Da sind zunächst die großen Fischwehre. Die einen sind nichts anderes als Steinbänke (BB), die aus schweren Korallen-Blöcken in der Nähe des Riffes aufgeschichtet sind, eine Höhe von etwa 1 m und die Gestalt so ungefähr eines Ankers haben. Zur Zeit der Hochflut liegen dieselben oft bis zu 1½ m unter Wasser. Dann ist es leicht, daß kleinere und größere Fische (FFF) über dieselben hinwegschwimmen und sich dann im Innenkreise der Steinbank niederlassen und aufhalten. Wenn nun bei Eintritt der Ebbe das Wasser in die See zurückweicht und immer niedriger wird, treten die Steinwälle allmählich über den Meeresspiegel hinaus, und ein Entweichen der nichtsahnenden Fische im Innern, namentlich der größeren, ist ausgeschlossen. Außerdem gehen aber zur Zeit der Ebbe noch andere Fische (FFF) in die Falle. Stoßen sie nämlich auf ihrer Fahrt von außen an die schon aus dem Wasser ragenden Steinwälle, sei es an den Ankerschaft (S, S) oder an die Flügel, so schwimmen sie denselben entlang, bis sie zu der ins Innere führenden Öffnung (O, O) gelangen und eintreten. Bei der nun immer tiefer werdenden Ebbe wird das durch die Steinritzen entweichende Wasser auch innerhalb des Ankers so leicht, daß die Fische sich in extra ausgehöhlte Böcher (L, L, L) und Vertiefungen zurückziehen, in denen auch nach Vollendung der Ebbe noch etwas Wasser ist, hier werden sie dann leicht gefangen.

Bei manchen dieser Steinfänge führt aus den abgeschlossenen Geberliessen nochmal ein extra Kanal (K) in eine auch zur Ebbezeit noch halb unter Wasser stehende Fischreufe (R) aus Bambus, aus der es kein Entrinnen mehr gibt.

Ein anderes Fischwehr, das genau auf demselben Fangprinzip beruht, ist statt aus einer Steinbank aus einer umfangreichen Bambusstakete hergerichtet. Dieselbe ist jedoch weit höher aufgeführt, als die Steinwälle, denn sie muß, da sie schwach gebaut und leicht zerstörbar ist, auch bei der höchsten Flut noch etwas über Wasser reichen, damit sie von den hin und her verkehrenden Kanoes rechtzeitig gesehen und nicht in voller Fahrt überrannt werde. Natürlich hat diese Einrichtung den Nachteil, daß die Fische selbst bei Hochwasser nicht über die Stakete hinüber,

sondern nur längs des Schaftes und der äußern Palisadenwände durch die gelassene Öffnung ins Innere hineinschwimmen können. Schildkröten, die innerhalb der Steinbänke öfter gefangen werden, können in die Bambusstaketen überhaupt nicht hinein.

Diese letztern liegen, weil sie den stürmischen Andrang der sich am Riffe brechenden und überschlagenden Wogen nicht aushalten können, nicht in der Nähe dieses Riffes, sondern mehr dem Lande, dem Strande zu, wo die Wellen sich mittlerweile schon beruhigt haben oder doch wenigstens nicht mehr so stark sind. Im Gegensatz zu den fast unzerstörbaren Steinwällen werden die Fischwehre aus Bambus sehr leicht von den heftigen Winden zertrümmert, zumal wenn die Stüßbalken aus Holz und die Schnur, welche die einzelnen Stäbchen festknüpft, vom Seewasser schon stark angefault sind, oder wenn bei tiefer Ebbe das ganze kahle, leichte Gerippe dem Sturm ausgesetzt ist. Solch ruinöse und verlassene Bambuswehre trifft man auf seinen Kanofahrten mehr als einem lieb ist. Einen Vorteil hat die Bambusanlage vor den Steinbänken; sie kostet nicht so viel Mühe und kann so leicht an einen andern, geeigneteren Standort verlegt werden, was beim Steinwehr unmöglich ist, da es allmählich durch neue frische Korallenbildungen zu einer einzigen kompakten Masse zusammenwächst.

Bei fast jedem Bambuswehr befindet sich endlich noch ein kleines, auf starken Pfählen errichtetes Häuschen oder Schutzbach, in welchem des Nachts ein Mann kampiert, um auf stibizende Kobolde d. h. fischlusterne Zapleute Obacht zu haben.

β) Eine sehr gebräuchliche Art der Fischerei ist auch der Fang mit dem Netz. Man hat da verschiedene Methoden. Oft zieht die ganze Mannschaft eines Dorfes zu einem großen gemeinsamen Fange aus. Jeder hat auf dem Rücken eine Kiepe zur Aufnahme gefangener Fische und in jeder Hand ein großes Netz, das an einem dünnen, leichten Gerippe aus einem elipsenförmig gebogenen Bambusstäbchen sackartig aufgespannt ist. In weitem Kreise umstellt nun die Schar bei Ebbe ein Terrain, in welchem man Fische vermutet, und schreitet dann konzentrisch immer enger zusammen, bis die ausgestreckten Netze sich gegenseitig berühren. Dann stemmt man letztere fest an den Boden, sodaß ein einziger, ziemlich dichter Netzkreis gebildet wird. In diesen schreitet nun einer, dessen Rücken von den Nachbarn gleich wieder durch Zusammenschluß ausgefüllt wird, hinein und stößt überall die vorhandenen Fische auf. Letztere schießen natürlich in höchster Aufregung und Furcht von dannen, geraten aber in ihrer blinden Hast zu entkommen sehr oft in eines der bereitstehenden Netze, dessen Besitzer den glücklichen Fang sogleich als sein Eigentum in die Kiepe befördert. Ist ein Platz abgefangen, so sucht man einen neuen auf, usw.

Kann man keine Gesellschaft von Fischern zusammenbringen, so geht jeder allein mit seinen beiden Flügel-Netzen aus, wiewohl dann der Fang nicht so leicht. Doch der Zapmann weiß sich zu helfen. Er sucht sich kleine Tümpel oder einzelne Steine auf, in resp. unter denen er Fische vermutet, stellt seine Netze gerade in den Weg, den der Auskneifer voraussichtlich einschlägt oder nach Umständen einschlagen muß, und stochert solange mit seinen Füßen herum, bis die erhoffte Beute wirklich aus dem Versteck herauschießt — ins Netz hinein.

Nur sehr wenige Zapleute haben begonnen, mit dem europäischen, durch Bleikügelchen beschwerten Wurfnetz zu hantieren, welches über den Arm gelegt und in einem geeigneten Augenblicke über eine Schar daherziehender Fische geworfen wird. Da aber hierbei gar mancher Wurf fehl geht, so hat der pfliffige Insulaner in seiner

Findigkeit ein äußerst praktisches Mittel erfunden, dem „nig“, dem Fisch mit seinem Wurfnetz beizukommen. Er sucht sich einen der vielen Tümpel aus, die auch zur Ebbezeit noch etwas Wasser enthalten und in denen sich immer eine Anzahl Fische befindet. Mitten in diesen kleinen Wasserkessel türmt er einen kleinen Haufen Korallensteine aufeinander, in dessen Gängen und Höhlungen der „nig“ sich gerne aufhält und eiligst Zuflucht sucht, sobald Gefahr droht. Kommt nun der Fischer mit seinem Wurfnetz heran, so schießen die „nig“ von allen Seiten in das Gestein hinein, sich dort zu verbergen und — zu verderben. Denn jetzt wirkt ihr Feind das Netz über den ganzen Steinhaufen und tappt es ringsherum ordentlich zu, daß die Bleikügelchen alle fest am Boden liegen. Nun langt er mit der Hand ganz vorsichtig unter das Netz und holt Stein für Steinchen langsam hervor. Je mehr der Haufen dann abnimmt, um so mehr Fischlein kommen zum Vorschein, um so geängstigter und aufgeregter drängen sie sich dann zwischen und unter die noch vorhandenen Korallenbrocken. Sind auch diese endlich weggeholt dann zappelt und zupft es an allen Ecken und Enden unter dem schlaff am Boden liegenden Netze, das die überlisteten Fischlein gefangen hält. Dem einen oder andern derselben gelingt es schließlich doch noch, sich in den Sand zu bohren und so unter dem Netze hinwegzuschlüpfen. Die große Mehrzahl, oft bis zu 50, 60 Stück auf einmal, ist gefangen, und sind's auch nicht lauter Walfische — die Masse tut's.

Man hat endlich in Jap auch große Schleifnetze, deren Gebrauch fast derselbe ist, wie bei uns.

yy) Dem Netzfang sehr ähnlich ist folgende Methode, die aber bloß gegen einen bestimmten Fisch angewendet wird. Man nimmt ein ziemlich langes Tau, welches durch eingebundene Holz- oder Bambusklößchen schwimmend erhalten wird, und bildet mit demselben einen großen Kranz oder Kreis. Zu bestimmten Abständen sind an dieses schwimmende Tau Pflanzenbüschel gebunden, die ins Wasser hinabhängen. Netzwerk ist gar keins vorhanden, sodaß sämtliche Fische, die sich innerhalb des vom Seile gebildeten Kreises befinden, nach Belieben drunter hindurch entweichen können. Nur ein einziger Fisch hat die höchst eigentümliche Gewohnheit, wie von magischer Fessel gebannt, niemals unter den Kreis, den das Schwimmseil zeichnet, hinwegzuschwimmen. Höchstens wagt er es, wenn die Fischer den Kreis nun immer enger ziehen und er schließlich in Gefahr ist, erhascht zu werden, sich aus dem Wasser heraus über die Schnur hinwegzuschwingen, wobei er aber von den aufmerksamen Kanaken doch noch manchmal erwischt wird. Wagt er aber diesen letzten Rettungssprung nicht, so wird er um so sicherer innerhalb der „Bannmeile“ gefangen.

dd) Ein weiteres Mittel, den „nig“ zu fangen sind die Fischreusen. Dieselben sind ein unten flaches, oben tonnenartig gewölbtes Geflecht aus gespalteten, biegsamen Bambusröhrchen. In diese Körbe, die man mit Steinen beschwert an geeigneten Stellen unter Wasser versenkt, können die Fische durch eine nach innen gezahnte Öffnung leicht hinein, aber nicht wieder heraus.

ee) Eine ähnliche Methode des Fischfanges besteht darin, daß man eine an dem einen Ende verschlossene Bambusröhre unter Wasser versenkt und geraume Zeit liegen läßt. Sobald dieselbe sich mit Sand und Schlamm gefüllt, schlüpfen immer welche Fische hinein, die bei eingetretener Ebbe dort vor den glühenden Sonnenstrahlen ein kühles, vor dem Feinde verstecktes Plätzchen suchen und finden.

Nur kommt der Japmann, nimmt die Röhre mit aufs Trockene, stülpt sie um und erfreut sich des einen oder andern erwischten Fischleins.

99) Von sorgfältiger Beobachtung und großer Kenntnis der Natur zeugen die Betäubungs-Methoden. Die gewöhnlichste ist die, daß man eine in Jap vorkommende Lianenwurzel klopft und dann unter einen Stein ins Wasser legt. Der austretende, mit dem Meerwasser sich verbindende und verbreitende Saft wirkt stark betäubend, narkotisierend auf die vorbeistreichenden Fische, die dann mühelos gefangen werden können.

Von Raffinement zeugt folgende Betäubungs-Methode, die ich einmal zu beobachten Gelegenheit hatte. Eines Tages wollte ich einige der wunderbaren Korallenfischen meiner Sammlung einverleiben. Nach Eintritt der Ebbe ging ich mit einem Japmann auf die Suche. Wir fanden welche in einer der vorher beschriebenen Korallenstein-Bänke. Mein Freund war bald mit seinem Handneze hinterher, aber die kleinen Dinger entwischten alle zwischen die Steinrigen. Von Zeit zu Zeit kamen sie, wenn wir uns ruhig verhielten, wieder heraus; sooft wir sie aber einfangen wollten, entwischten sie wieder trotz all unserer Kniffe. Schon dachte ich nach langer Geduldprobe unverrichteter Dinge wieder heim zu gehen, da reicht mein Japmann mir sein Netz und sagt: Da! halte Vater! ich komme gleich wieder. Damit ging er und kam nach einiger Zeit mit einer schwarzen — Seewalze daher. Na, nu!? — Jetzt werden wir sie schon bekommen — Wieso? — Na, sieh nur zu. Und nun nahm er die runde, wurstartige Seegurke, hielt sie unter Wasser in die Nähe der Steine, hinter welche die Fischlein sich geflüchtet, und rieb sie tüchtig mit den Händen. Dabei sonderte sich eine ziegelrote Flüssigkeit ab, die das Wasser in der Nähe leicht rosa färbte. Dieses plätscherte er nun mit der Hand zwischen die Steine hinein, und nach kurzer Zeit erschienen schon einige Fischlein, die mächtig „nach Luft schnappten“. Unterdessen rieb mein Japmann wieder weiter seine Wurst zwischen den Händen. Da sie allmählich weniger Flüssigkeit ausschied, nahm er die Hände voll körnigem Korallensand und frottierte damit die ledrige Haut der Seewalze tüchtig weiter, die dann auch wieder so mächtig „schwitzte“, daß bald alle Fischlein in halber Betäubung herauskamen und bei dem Suchen nach frischem Wasser ohne Mühe gefangen wurden. Ich frage mich, wie kamen die findigen Japleute auf diese ganz „geriebene“ Methode, da ich unter Tausenden Seegurken nie eine gesehen, die etwa zu ihrer Verteidigung die besagte Flüssigkeit von selber abgeseondert und so deren Dasein und betäubende Wirkung verraten hätte?

11) Wenden wir uns nun zu einer uns mehr bekannten Art der Fischerei, dem Fangen mit der Angel. Letztere war von jeher in Jap gebräuchlich, wenn auch nicht besonders häufig. Dieselbe besteht aus einer entsprechend laugen Schwur und dem Angelhaken. Eine Fischgerte fehlt vielfach, und der Schwimmpfropf, der das „Anbeißen“ verraten soll, ist gänzlich unbekannt. Deshalb muß der Angler durch das allerdings meist sehr klare Wasser hindurch beobachten, wann der Fisch da unten anbeißt.

Der Angelhaken selbst bestand früher aus einem entsprechend gearbeiteten Stück Perlmutter oder auch Schildpatt; jetzt kennt man auch den europäischen Fischhaken. Wenn der Japmann früher auf seinen großen Seereisen angelte, um frische Nahrung zu haben, so ist jetzt noch beinahe völliger Einstellung dieser Hochseefahrten das Angeln fast nur mehr Sport und Vergnügen. Um seine tägliche Fischspeise zu holen, bedient er sich der andern Fangmethoden, deren letzte

es) das Spießeln mit der Lanze ist. Und last not least, denn mit der Lanze zu fischen, ist dem Japmann ein Hochgenuß, hier gibt es mehr Aufregung und Unregung, hier kann er am besten seine Geschicklichkeit probieren und dokumentieren. Von frühesten Jugend lernt er mit der Fischlanze hantieren, und im Alter hat er es zu staunenswerter Sicherheit im Wurf gebracht. Er nagelt nicht nur den großen gefährlichen Stachel-Rochen, der gerade wie ein Dunkler Punkt an seinem Fahrzeug vorbeischießt, mit einem einzigen wuchtigen Wurf seiner schweren Lanze an den Meeresboden fest, sondern speißt auch mit einem dünnen, geschickt durch die Finger gejagten Speerchen kleine, kaum handgroße Fischlein mitten im Blicklauf auf. Bei Ebbezeit macht es ihm riesig Freude, hinter einem entdeckten Fisch einherzuspringen, die Lanze nach ihm zu jagen, oft weniger in der Absicht,



Eingeborene Jungs am Strande mit einem gefangenen Rochen.

ihn jetzt gleich zu erreichen, als ihn an seinen Haltepunkten wieder aufzustöbern, daß er sich nicht ausruhen kann, oder ihm eine andere, erwünschtere Richtung zu geben. Denn wenn der Japmann so hinter einem Fische her ist, legt er es immer drauf an, denselben zu ermüden und möglichst vom Riffe weg dem Lande zu in leichtes Wasser zu jagen, wo er ihn dann bald mit tötlichem Wurfe erreicht.

Mit tötlichem Wurfe? O, nein; ist auch der Fisch durch und durch gespießt, getötet ist er noch nicht; er zappelt oft noch sehr lange, wenn der Japmann, wie er es auch sonst bei allen gefangenen Fischen tut, ihm eine Bastsehnur durch Maul und Kiemen zieht, ihn zu andern, schon vorher erjagten Kameraden aufreißt und das ganze Bündel über die Schulter oder an seinen Lendengurt hängt. Die Mühe, die gefangenen oder verwundeten ihrem Lebens-Elemente entzogenen Tiere zu töten, nimmt sich der Japmann nicht. Krepierete Fische schmecken ja auch gut, ja haben ihm in der Regel noch nicht haut gout genug, weshalb er sie vielfach vor

dem Genuß Stunden, ja tagelang in glühender Tropensonne erst anfaulen läßt. Ausgenommen werden die Fische auch nicht, vielleicht höchstens ein wenig die größeren. Sonst legt er sie einfach auf angezündete Kokosschalen, schmort und röftet sie in diesem primitiven Feuerchen im eignen Fett, ohne Salz und Schmalz, und verzehrt sie hernach mit gutem Appetit. Einzelne Fische ißt er auch wohl vollends roh, wie auch einige Meerschnecken.

Damit hätten wir nun eigentlich die Hauptaufgabe des Mannes — Häuserbau, Kanobau, Fischfang — und die Art und Weise kennen gelernt, wie er sich ihrer entledigt. Alles in allem ist seine Aufgabe nicht gar zu schwer, zumal er sich zu ihrer Erledigung nach Lust und Liebe Zeit nehmen kann. Somit ist das Leben des Mannes auf Jap fast eine einzige, ununterbrochene Faulenzerei. Nicht ganz so gemüthlich hat es

2. Das Weib: a) Es nimmt eine sehr untergeordnete Stellung in der Familie ein. Kaum wird es gefragt, wenn es sich um die Gründung des Hausstandes, um die Heirat handelt. Ist diese zustande gekommen, so muß das Weib eine von dem Hause des Mannes getrennte Wohnung beziehen. Es darf nicht einmal aus derselben Schüssel essen, wie der Hausherr. Gewisse Speisen, die dem Manne allein zustehen, darf es nicht berühren. Zur Zeit der Menstruation darf es sich nicht einmal im Dorfe aufhalten, sondern hat eine der draußen im Walde versteckt liegenden „Bals“ oder Hütten für menstruierende Frauen aufzusuchen. Jede Theilnahme an den Festlichkeiten des Mannes ist ihm mit Ausnahme der Dirnen streng untersagt. Vor dem freien Manne — der Sklave zählt ja überhaupt nicht mit — hat es beim Begegnen den Weg freizugeben.

Drückt sich in allen diesen Beziehungen eine unverkennbare Geringschätzung des Weibes aus, so darf es nicht wundern, daß ihm nun auch die Hauptlast der in Jap so wenig geschätzten, ja verachteten Arbeit aufgebürdet ist.

b) In der Familie hat die Frau das Hauswesen zu führen, die Kinder zu versorgen, die Wohnung zu reinigen, die Nahrung zu bereiten. Ihr liegt auch der Betrieb der Haus-Industrie ob: Körbe und Matten zu flechten, für einen reichen Vorrat an allerhand Tauwerk zu sorgen, des Mannes, der Kinder und ihre eigene Kleidung zu verfertigen ist ihre Aufgabe.

c) Auch die Haustiere sind ihrer Pflege anvertraut, vor allem das Schwein. Kaze und Hund werden sich ja fast vollständig selbst überlassen, weshalb sie denn auch so furchtbar verelendet aussehen. Das Schwein dagegen, alt wie jung, erhält oft, wie schon sein Name „Baby“ andeutet, eine ganz zärtliche Pflege von Frauenhand, obwohl es von den Japleuten immer noch selten gegessen, meist an die Weißen verhandelt wird.

Ist das Schweinchen erst einige Tage alt, so nimmt die Japfrau es meist seiner Mutter weg, die es selten zu nähren vermag, und hegt und pflegt es selber mit einer an Kinderliebe grenzenden Zärtlichkeit und Sorgfalt. Schriekt sie doch nicht davor zurück, ihm, wenn nötig, Ammendienste zu leisten. Das „Baby“ gewöhnt sich denn auch bald an seine liebevolle Pflegerin und begleitet dieselbe auf Schritt und Tritt, ginge sie auch vom Süden bis zum Norden der Insel. Es gibt kaum einen komischeren Anblick, als so eine Reihe im Gänsemarsch daher spazierender Jap-Damen zu sehen, von denen die einen ihr ermüdetes „Baby“ liebevoll auf dem Arme tragen, während der eigene Sprößling am Rücken hängt, und die andern ihr munteres, lustiges, in Jugendsfreude hüpfendes und knurrendes

Schoßschweinchen neben sich laufen haben, das aber gleich, sobald es etwas Unge-
wohntes sieht, einen fremden Mann oder Hund, unter den schützenden langen Gras-
rock seiner Herrin flüchtet, die ruhig weiter spaziert.

Nicht minder komisch wirkt manchmal die mütterliche Pflege, welche die Zap-
frauen den alten Schweinen angeheißen lassen. Liegt da so eine dicke ausgemästete
Sau, die vor Körper schwere nicht mehr stehen, von aufgedunsenem, quabbeligen Fett
nicht mehr aus den fast verschwundenen Augen schauen kann, behäbig und faul auf
einer sorgsam untergebreiteten Matte, und davor hockt ein Zapweib, daß aus einer
Kofosnuß Fleischstücke herausschneidet, dieselben schön klein und matschigweich kaut
und dann diese Lederbissen in die verlangende Schnauze des unbeweglichen Fett-
kolosses schiebt, der von Zeit zu Zeit mit einem tiefen, kaum vernehmbaren Grunz-
ton seine satte Zufriedenheit kundgibt.

d) Das wäre nun noch ein ganz liebliches Idyll. Von ihm sticht aber die
harte Feldarbeit gewaltig ab, unter welcher das arme Zapweib oft zu seufzen
hat. Hat der zärtliche Gatte durch seine Mithilfe bei Klärung des Busches gezeigt,
welch schonende Rücksichtnahme ihn für seine schwache Hälfte beseelt, so überläßt
er den Rest des Feldbaues, das Graben, Pflanzen, Säubern, Ernten total seinem
Hausknecht, der Frau. Sklavenarbeit darf man es wohl nennen, wenn das arme
Weib stundenlang auf offenem, kargen Felde in glühendster Sonnenhitze schafft und
schanzt, mit einem armseltigen Holzseil gräbt und pflügt, überüppiges Unkraut
rupft, geeignete Wasserrinnen anlegt; Sklavenarbeit ist es, wenn das Weib bis an
die Knie im Moraste steckt und unter strömendem Regen, nur von einem auf-
gebundenen Blatt des „Dak“ notdürftig geschützt, den Taro pflanzt oder Knollen
gräbt; Sklavenarbeit, wenn es sich stundenlang bückt, um zur Ebbezeit im Schlamm
des Meeres für die Haushaltung Muschelchen mit den Händen herauszuzwühlen;
Sklavenarbeit, wenn es halbe Tage lang, mitten im Moraste stehend, ganze Körbe
des schweren, zähen Schlammes füllt und an Land bringt, damit die Herrn der
Schöpfung das Material zu Wegebauten verwenden können; drückende Sklaven-
arbeit im buchstäblichsten Sinne, wenn so ein armes, ausgemergeltes, abgelebtes
Weib daherschwankt unter der Last schwer mit Knollen und Früchten oder Pflanzen
beladener Körbe, deren man ihm wohl ein halbes Duzend und noch mehr den
ganzen Rücken entlang vom Wulste des Grasrockes bis zu den Schultern hinauf
übereinander schiebt und auflädt.

Bei dieser übermäßigen Heranziehung zur Arbeit braucht man sich, wenn man
noch die frühen Erzeffe in venere in Rechnung bringt, gewiß nicht zu wundern,
daß man auf Zap außer einigen gerade aufblühenden, noch nicht zum Arbeiten
herangezogenen jungen Mädchen kaum eine passable Vertreterin des „schönen
Geschlechtes“ antrifft, ja daß der Titel „das schöne Geschlecht“ von den Frauen an
die Männer übergegangen ist.

Wie unbesorgt, angenehm, beneidenswert ist hiergegen

3. die Stellung der Kinder! Zwar partizipieren auch schon die Mädchen
an den „Privilegien“ der Mutter insofern, als sie mit dem Vater weder unter
demselben Dache wohnen noch aus demselben Topfe essen dürfen. Sonst führen
aber die Kinder ein ganz freies, ungebundenes, keiner besondern Familien-Aufgabe
gewidmetes Leben.

Sie stehen allerdings unter väterlicher Gewalt; aber diese wird kaum in
irgend einer Weise ausgeübt, höchstens wenn es sich handelt um die Verheiratung

oder Verkuppelung einer herangewachsenen Tochter. Einer strengen, erzieherischen Aufsicht unterliegen die Kinder keineswegs. Hausgesetze existieren fast keine; Ungehorsam, falls der Vater mal etwas verlangt, wird kaum gerügt, geschweige ernstlich gestraft; Stockschläge sind gar nicht, „handgreifliche“ Erinnerungen, daß eine väterliche Gewalt existiert, kaum bekannt; lärmende Familienszenen oder aufgeregte Auseinandersetzungen selbst mit erwachsenen Söhnen kommen nicht vor. Je älter die Kinder ja werden, besonders die Knaben, um so mehr entwachsen sie der väterlichen Gewalt, um so unabhängiger werden sie.

Daher entfernt sich denn selbst der kleine Junge von Hause, wann, wohin, wie lange er will, ohne seinen Eltern nur das Geringste zu sagen, geschweige deren Erlaubnis einzuholen. Wo sie gehen, wo sie stehen nehmen sie irgend eine Einladung zu einer Kahn- oder Kanoe-Partie, zu einem Feste, zu einem Dienste an und gehen gleich mit; nur wenn sie nicht mögen, entschuldigen sie sich mit „Aufgaben, die ihrer zu Hause harren“. Aber jedermann weiß, daß solche nicht existieren außer für die herangewachsenen Mädchen, die der Mutter zuweilen zu helfen haben. Und wenn sonst Vuben und Mädchen der Mutter manchmal helfen beim Muschelsammeln oder dem Fang von Landkrabben, so ist das mehr Sache des Amusements und der Zerstreuung, als etwa des Gehorsams gegen ein elterliches Gebot. Also der Kinderhimmel ist in Jap vollkommen. Die Jugend spielt, schläft, spaziert wie, wann, wohin sie will. Kein barsches Vaterwort, keine keifende Mutter stört ihre Kreise.

4. Auflösung des Familien-Verbandes.

Sie erfolgt entweder freiwillig durch Ehescheidung oder durch den Tod der Familien-Angehörigen.

1. Die Ehescheidung: Durch sie werden mindestens ebensoviele Familien-Verbände aufgelöst wie durch den Tod. Sie ist ja spielend leicht durchzuführen, da keinerlei Bestimmungen bezüglich ihrer existieren. Jedem Eheheil steht es frei, dem andern ohne weiteres durchzugehen, aus jedem willkürlichen Grunde die Ehegemeinschaft zu kündigen. Kein „Püfung“ braucht befragt, kein Schwiegervater verständigt, kein Ehegenosse vorher gewarnt zu werden. Tatsächlich ist es für eine Dirne schwerer, ihr außereheliches Verhältnis zu lösen, als für ein Eheweib, ihrem Gespon valet zu sagen und sich in einem andern Ehekarren zu spannen. Und von dieser „Freizügigkeit“ wird ausgiebiger Gebrauch gemacht. Ein junges Weib von etwa 20 Jahren, daß schon ihrem fünften, sechsten Eheherrn „in Treuen dient“ ist keineswegs ein angestauntes Meerwunder. Die Monogamie, selbst in spezie die Monoandrie steht in Jap blos „auf dem Papiere“. Wenn nicht contemporale, so herrscht doch successive Polygamie und Polyandrie, und ein festes, gediegenes Familienleben, die Vorbedingung echter Sittlichkeit und Kultur, ist auf Jap vielfach unmöglich, namentlich unter jüngeren Eheleuten, die nach dem Auseinanderrennen sogleich wieder eine neue „Partie“ bekommen. Gegenüber diesen tieftraurigen, folgenschweren Ehe- und Familien-Verhältnissen hat es wenig zu bedeuten, wenn ältere Eheleute — sie sind eben abgelebt und bekommen keinen neuen Gesponsen mehr — manchmal traut und lieb miteinander hausen wie weiland Philemon und Baucis.

Sind bei einer Ehescheidung Kinder vorhanden, so gehen dieselben sämtlich, Mädchen wie Knaben, in die Hand des Vaters über. Ist ein Säugling da —

und unter solchen Umständen Ehescheidung! — so hat die geschiedene Mutter täglich zu kommen, ihn zu stillen. Wäre der Weg zu weit, z. B. wenn das Weib in sein fernes Heimatdorf zurückkehrt, so nimmt sie ihn mit, hat ihn aber nach der Entwöhnung dem Vater abzuliefern. Welches Bartgefühl für die Frau! Welche Achtung vor dem Weibe!

Da wäre es wahrlich manchmal besser, wenn ein anderer Ehe und Familie auflöste, nämlich

2. Der Tod. Auch auf Jap erfolgt er sowohl gewaltsam wie auf natürliche Weise.

a) Eine gewaltsame Vernichtung des Menschenlebens kommt allerdings jetzt nicht mehr so oft vor. Das Recht der Verhängung der Todesstrafe, welches früher den Oberhäuptlingen zur Ahndung von Mord und Raub zustand, ist denselben jetzt natürlich nach Einführung der europäischen Gerichtsbarkeit entzogen. Tötung im Kriege kommt auch sehr selten mehr vor, da das Kämpfen mit der Waffe regierungsseitig verboten und daher, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, nicht mehr üblich ist. Auch die früher geübte Blutrache ist offiziell untersagt und läßt sich ja selbst nach alter Japsitte durch gütliche Vereinbarung umgehen. Deshalb ist fast die einzige Art des gewaltsamen Todes der Selbstmord. Doch kommt auch dieser, Gott sei Dank, nur sehr selten vor. Er erfolgt durch Erhängen, durch freiwilligen Absturz von einer hohen Kokospalme oder auch dadurch, daß einer sich selbst auf einem Kanoe ohne Proviant und Wasser auf hoher See aussetzt.

b) Die meisten scheiden daher vom diesseitigen Schauplatz auf dem natürlichen Wege der Krankheit.

Epidemien im eigentlichen Sinne sind auf Jap unbekannt. Wohl tritt periodenweise ein ansteckender Schnupfen auf, dem allerdings immer welche erliegen, auch junge Leute. Tropenkrankheiten wie Malaria, Dysenterie sind gleichfalls unbekannt. Plötzlicher, unerwarteter Tod, etwa durch Herzschlag, ist hier und da vorgekommen, auch bei jungen Personen.

Sehr viele sterben am sog. „Safrit“, einer Krankheit, die mit heftigen Leib- und Kopfschmerzen einsetzt, zusehende, Schwindsuchtartige Abmagerung und schnellen Tod herbeiführt. Selbst junge Burschen erliegen ihr in wenigen Tagen.

Eine Menge geht ein, man kann es kaum anders nennen, an der sog. „Mißlipit“. Es ist dies eine entsetzliche, schmerzhafteste Krankheit, durch die das befallene Individuum buchstäblich nach und nach bei lebendigem Leibe verfault. Die äußern Symptome derselben, eiteriges Zerfallen ganzer Fleisch- und Knochenpartieen, liegen zwar erschreckend offen zu Tage, über ihr wahres Wesen herrscht aber noch keineswegs Einigkeit unter den Gelehrten und — Ungelehrten. Die einen behaupten kurzerhand es sei Lepra, Aussen, andere meinen, es sei Syphilis, dritte „Framboisie“. Die einen führen sie zurück auf die vorherrschend vegetabilische Nahrung, die andern auf das häufige Essen unausgenommener, halbverfaulten, an der Sonne vergangener Fische, noch andere bringen sie, was das Wahrscheinlichste, mit den Erzeffen in venere in Verbindung.

Was auch die Ursache sei, vielleicht all diese Dinge zusammen, die skrophulöse Krankheit ist jedenfalls ebenso verbreitet wie ekelhaft und verderblich. Zu Hunderten sieht man ja die mitleiderregendsten Krüppel, die entsetzlichsten Mißgestalten herumhumpeln, Mißgestalten um so mehr, als sonst der Japmann gar kein so unsympathisches Äußere hat. Da fehlt dem einen ein halbes Bein, dem andern ein Arm,

eine Hand, beim dritten ist vom Gesicht nur ein kleines Mundloch und darüber zwei häßliche Augen geblieben; beim vierten sind ganze Partien des Rumpfes weggefressen, sodaß man jeden Augenblick fürchtet, der Betreffende möchte vollends aufbrechen. Hat auch die Krankheit nicht bei allen ein so beklagenswertes Stadium erreicht, so gibt es doch nicht viele Personen auf Jap, bei denen nicht das eine oder andere Geschwür in leichter Form auftritt oder doch mal aufgetreten ist. Das ganze Geschlecht ist von ihr durchseucht bis ins Mark.

Das Regierungshospital — die Eingeborenen wissen keinen Rat und geben sich mit stummer Resignation ins Unvermeidliche — konnte trotz sorgfältiger Behandlung der Kranken und eifrigster Bemühung des Arztes dem Bürgengel Japs keinen Einhalt gebieten, und wird es wohl auch zu keiner Besiegung der Krankheit bringen. Dieselbe hat sich eben schon zu tief in die Bevölkerung eingefressen.

Der Rest stirbt dann an „Alterschwäche“, oder sollte man nicht richtiger sagen „Erschöpfung“. Denn wirklich alte, greise Leute gibt's nicht viele auf Jap, wohl aber hunderte solcher, die vor ihren Jahren verlebt sind. Besonders ist dies der Fall beim schwachen Geschlecht. „Alte Weiber“ trifft man mehr wie genug auf unserm Eiland, „hochbetagte Matronen“ sucht man dagegen mit der Laterne des Tomien-Behaufers.

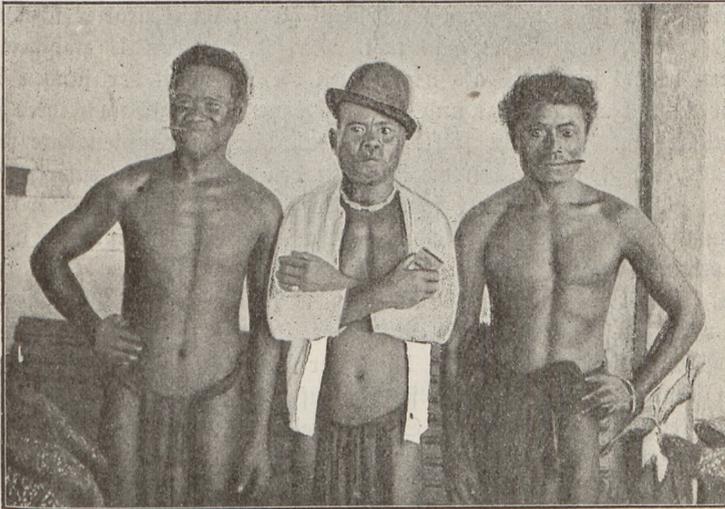
e) Ist nun ein Todesfall eingetreten, so folgt das Begräbniß, aber nicht unmittelbar. Denn trotz der tropischen Hitze und Feuchtigkeit des Klimas bleibt der Leichnam häufig noch mehrere Tage unbeerdigt, bei Häuptlingen oft über eine Woche. Die Verweigerung nimmt natürlich auf solche Sitten keine Rücksicht. Um sie nun doch einigermaßen hintanzuhalten, legt man den Toten wohl mal in Salzwasser ein.

Ist nun der Tag des Begräbnisses fällig, so hüllt man den Leichnam in eine Matte, legt etwas Muschelgeld bei und läßt ihn durch Sklaven an irgend einer beliebigen Stelle, jedoch möglichst im Innern der Insel und fern von den menschlichen Behausungen beisetzen. Denn man glaubt, daß der er seine Umgebung verpestete und genießt daher nichts, was in seiner unmittelbaren Nähe gewachsen. Die männliche Bevölkerung wird, wenn erwachsen, sitzend beigelegt, alle übrigen liegend beerdigt.

Besondere Zeremonien finden beim Begräbnisse nicht statt. Jedoch gibt's im Dorfe zuweilen solenne Totenfeiern, die vorzüglich in nächtlichen Tänzen zu Ehren des Verstorbenen bestehen und bei denen die Angehörigen an die Geladenen reiche Geschenke verteilen. Um grade in letzter Beziehung möglichst nobel zu sein, schieben die Verwandten die Totenfeier — das Begräbniß hat schon stattgefunden — oft jahrelang hinaus, um unterdessen einen reichen Fond an Muschel- und Steingeld, Bananenfaser und Schmucksachen zusammenzubringen. Dann erst sagen sie das Totenfest an. Da die Sache auf Gegenseitigkeit beruht, so mögen die hierbei oft kontrahierten Schulden mit der Zeit zum Teile wenigstens ausgeglichen werden.

Ist der Verstorbene beerdigt, so dürfen die Angehörigen ihn erst nach einigen Tagen besuchen, wobei sie jedesmal am Grabe eine Kokosnuß niederlegen. Später errichten sie über dem Toten eine Art Monument, d. h. auf dem Grabe wird aus Schiefer oder behauenen Korallenstein ein niedriger, breit quadratischer Aufbau errichtet. Oft baut man über diesen noch ein zweites, kleineres Steinquadrat, und über diesen noch ein drittes, viertes, sechstes je nach der Würde des Verstorbenen. Auf den

einzelnen Stufen oder Terrassen dieses Monumentes, besonders aber auf der oberen Flächen-Terrasse pflanzt man Biersträucher und Kokosnüsse. Damit ist aber auch der Ehre des Toten und der Pflege seines Grabes Genüge getan. Fürder werden beide sich selbst überlassen. Natürlich sind die Steine, besonders der Schiefer, in wenigen Jahren verwittert, und da man ohne Kalk baut, lockert sich das Gefüge; das Monument zerbröckelt, das Grab verwildert, wird überwuchert und verschwindet oft gänzlich. Das in spätern Jahren noch etwas daran geschähe, daß eine pietätvolle Hand das Zerfallene restauriere, das Unkraut wegsäubere, frische Bierpflanzen setze, habe ich nie zu beobachten die Freude gehabt. Nur noch einen pietätvollen Zweck erfüllt der zerfallene Steinhäufen über dem Grabe, er hindert die manchmal herumirrenden, halbverwilderten — Schweine, den Leichnam bei der geringen Tiefe der Totengruft, wie's wohl mal geschehen, wieder aufzuschnüffeln und herauszubuddeln. So hat dieser doch wenigstens seine Grabes-



Rechts Jap-Eingeborener. Mitte und links zwei Tobi-Leute.

ruhe. Und damit sind auch wir zum Schluß- und Ruhepunkt unserer Betrachtung über die Eingeborenen Japs gelangt. Danach können wir dazu übergehen, uns auch noch in knapper Kürze die fremden Volks-Elemente auf unserer Insel vorzuführen.

Zweiter Abschnitt.

Fremde Volks-Elemente in Jap.

I. Die Tobi- und Sonsorol-Leute. Ihre Heimat-Inselchen, ganz kleine Atolle, liegen südwestlich von der Palaos-Gruppe. Mit Genehmigung der Regierung fährt von Zeit zu Zeit im Auftrage der Koprähändler ein kleiner Segelschooner nach diesen Eilanden, um eine Truppe von etwa 30—40 Köpfen, Männer, Weiber und Kinder, als Arbeiter für Jap anzuwerben. Die Deutschen gehen auf die Bedingung des Vertrages, der sie für ein bis zwei Jahre bindet gegen freie Hin- und Rückfahrt und mäßige Böhnung, um so lieber ein, als ihr

nahrungsarmes winziges Heimat-Inselchen überfüllt ist, und sie in Jap reich-Ernährung und Gelegenheit finden, sich für ihre geringen Ersparnisse allerhand exotische Kostbarkeiten wie Beile, Scheeren, Messer, Hammer, Fischhacken, Hart-Zwieback, Kleidungsstücke usw. zu kaufen. Namentlich für letztere zeigen sie im Gegensatz zu den Japleuten ein ausgesprochenes Faible und sind sie in ihren zum Teil selbst gezimmerten Hosen und Röcken kokett wie die Gigel, eitel wie Boulevard-Damen. Es ist das um so auffälliger, als sie an Schönheit des äußern Typus und an Intelligenz weit hinter dem Japmann zurückstehen, welcher letzterer diese Plebejer denn auch trotz ihrer europäischen Verkleidung gleich Hunden achtet und ihnen selbstverständlich kein *ius connubii* gewährt.

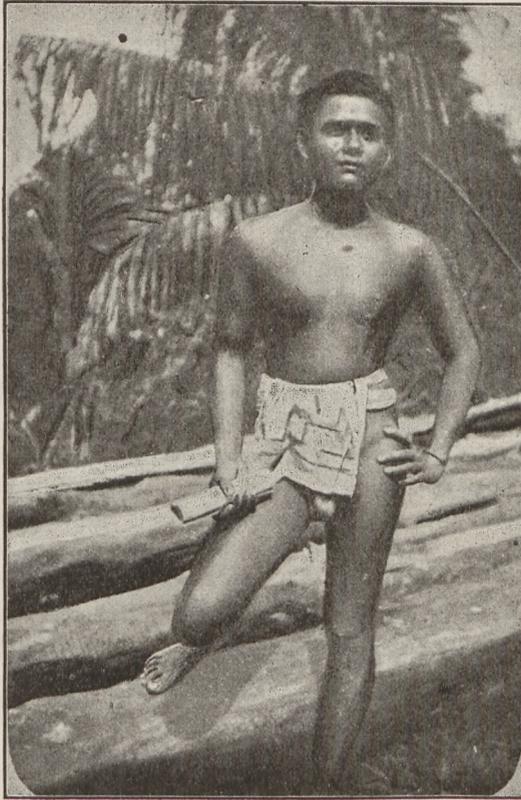
II. Die Palao's-Deute. Sie sind in geringer Zahl auf Jap vertreten, da nur einige junge Leute alljährlich für die Polizei-Truppe ausgehoben werden. Sie sind von dunklerer Hautfarbe als die Japleute und haben meist leicht gekräuseltes Haar, das sie nach Belieben lang oder kurz geschnitten tragen. An Intelligenz stehen sie den Japern mindestens gleich; ihr Charakter scheint selbstbewußter, ernster, verschlossener zu sein. Ein *ius connubii* zwischen beiden Inselanern besteht schon deshalb nicht, weil die Dienstzeit der jungen Palao's-Deute nur 1—2 Jahre beträgt und sie dann ohne Ausnahme nach ihrer Heimat-Insel zurückkehren. Vielleicht spielt aber auch hierin der unleugbare *respectus reverentialis* eine Rolle, welchen die Japleute den „Pi-u-Balao“ entgegenbringen. Und dieser selbst mag begründet sein in der Abhängigkeit, in welcher der nach Palao's zum Steinbrechen und „Geldmachen“ ausgewanderte Japmann dort unter den Häuptlingen und der ganzen Bevölkerung steht.

III. Die Chamorro's. Sie kommen her von den Marianen-Inseln nördlich von Jap, von denen sie unter der spanischen Herrschaft zahlreich in in unser Giland eingewandert sind. Unter der nachfolgenden deutschen Regierung, die ihnen weniger genehm ist, sind sie bis auf einige 50 oder 60 wieder zurückgewandert, teils nach dem deutschen Saipan, teils nach dem amerikanischen Guam. Sie sind überhaupt ein ziemlich bewegliches, abwechslungsbedürftiges Völkchen, wenn auch nicht gerade unternehmungslustig. Einzelne sind sogar nach Neu-Guinea, andere nach dem fernen Amerika ausgewandert.

Vielleicht ist dieser unruhige Wandertrieb eine Folge des stark gemischten Blutes. Denn sie bilden schon lange keine reinen Chamorro's mehr, wie die Ureinwohner der Marianen, sondern sind ein starkes Gemisch von Chamorro's, Philippinos, Spaniern, Malayen, Chinesen, Japanern. Diese starke Mischung mit fremdem Blute mag auch wohl der Grund sein, warum das Marianenvolk im Gegensatz zu der gesamten übrigen pazifischen Bevölkerung nicht der Degeneration und dem Aussterben verfallen, sondern ein lebenskräftiger Stamm mit reichem Kindersegne ist. Damit soll freilich noch nicht gesagt sein, daß die „Chamorro's“ oder „los Marianas“, wie sie sich lieber selbst betiteln, nun auch an Charakter die übrigen Inselaner weit überträfen. Sie sind ja faul und träge wie sie, lügenerisch und diebisch wie sie, mußte doch Magallanes, ihr erster Entdecker, sie schon „Ladrones“, Räuber taufen. Auch unsittlich sind sie in hohem Grade, trotzdem sie schon seit Jahrhunderten durch die Spanier mit dem Christentum bekannt wurden.

Außerlich unterscheiden sie sich von den Japleuten durch eine hellere, blasgelbe, etwas ins Weiße durchscheinende Färbung und durch das Tragen euro-

päischer Kleidung. Und das muß man ihnen lassen, ihre Damen wissen am Sonntag die altspanische Tracht mit der Schleppe ebenso stolz spazieren zu führen, wie die Männer es verstehen, in ihren schneeweißen Tropen-Anzügen und auf Pamp geborgten Hüten und Schnabelschuhen ihre europäischen Herren und Gebieter auszustechen. Wer sie aber in ihrer unverfälschten Natürlichkeit ohne diesen äußern Firnis kennen lernen will, der braucht sie blos werktags aufzusuchen in den Interieurs ihrer elenden, schmutzigen, halb oder ganz zerfallenen Bretterbuden; und er wird staunen, dort die „Dame des Hauses“ oft in einem



Häuptlingssohn aus Palao.

Kostüm anzutreffen, in dem sich nicht manches Zigeunerweib sehen ließe, während der Don, der Herr des Hauses, nur mit einer linnenen Hose bekleidet, ein großes Buschmesser in der Hand, und einen alten, schäbigen Hut auf dem Kopfe, dessen breiter Rand ein paar lüsterne, japanisch verschmückte Augen verschattet, ein prächtiges Modell für irgend einen Lazzarone lieferte. M. e. W., der Chamorro ist im Durchschnitt der Typus eines von Zivilisation behauchten, von äußerem Christentum überzogenen Halbwildes.

Sein Verhältnis zu den Zapleuten ist in der Regel kein besonders freundschaftliches. Doch kommen „Ehen“ zwischen Marianen-Männern und Sklavinnen

vor, nicht mit freien Frauen, während umgekehrt zwischen Japmännern und Marianen-Frauen nie eine Heirat stattfindet.

IV. Die Europäer. Die Kolonie der Weißen auf Jap besteht nur aus wenigen Regierungs-Beamten, Kaufleuten und Missionaren. Infolge der kürzlich stattgehabten Kabellegung zwischen Shangai und Jap ist eine wesentliche Bereicherung der weißen Niederlassung erfolgt.

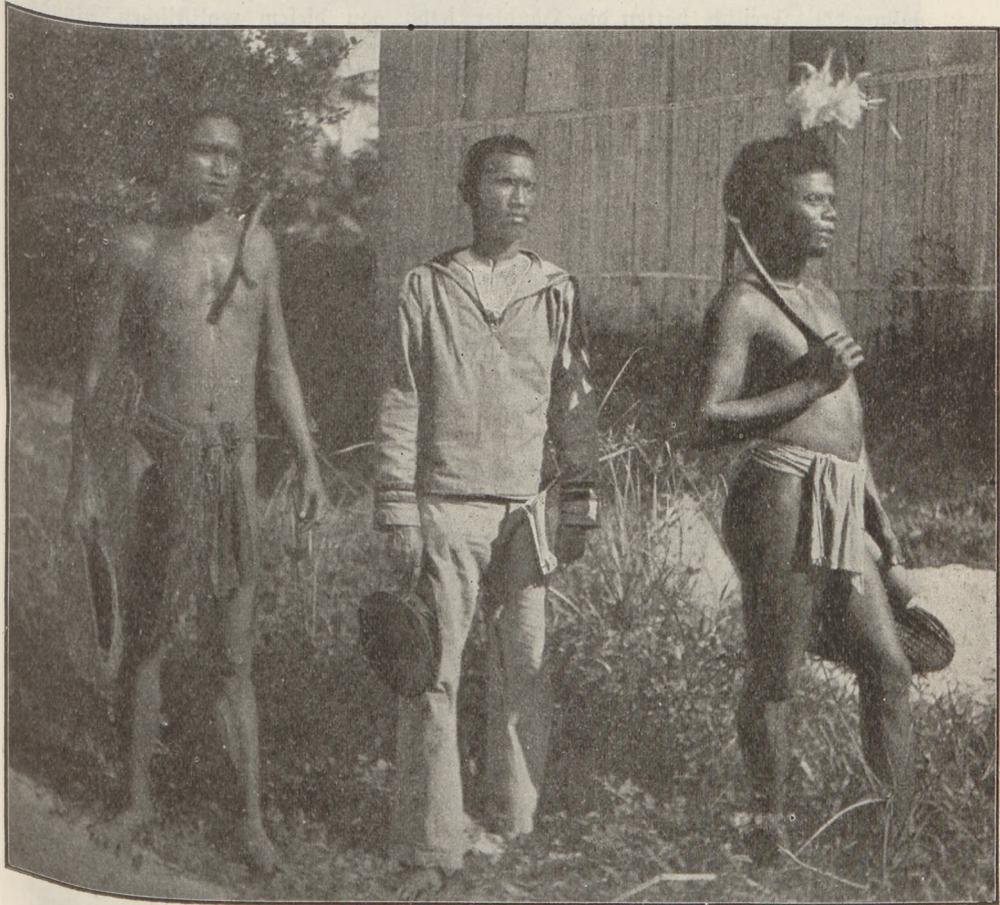
A. Die Regierung setzt sich zusammen aus einem Bezirks-Amtmann, einem Sekretär, der nebenamtlich auch die Post besorgt, und einem Polizei-Beamten, dem die Eingeborenen-Schutztruppe untersteht. Sonstige Beamte privaten Charakters sind dann jetzt noch die Angestellten der Kabel-Gesellschaft.

Die deutsche Regierung übt unter möglichster Schonung der hergebrachten sozialen Verhältnisse die oberste Verwaltung und Gerichtsbarkeit aus. Durch strenge Durchführung des Schnapsverbotes, durch Anlage guter, die ganze Insel kreuz und quer durchziehender Verkehrs-Wege und durch allgemein gerechte, rücksichtsvolle Behandlung der Eingeborenen, hat sie mehr als ihre spanische Vorgängerin für die Hebung, das Wohl der Bevölkerung gesorgt und den Dank und das Vertrauen derselben verdient. Ob ihr diese aber auch von den Inselanern zuteil werden, gegen die sie nach Ansicht einiger Weißen zuweilen sogar zu weitherzig ist, ob das tatsächliche „Vertrauen und der Gehorsam, den die Japbevölkerung der deutschen Regierung entgegenbringt“ wirklich so weit her ist, daß er „kaum übertroffen werden kann“, wie man sich schmeicheln zu dürfen glaubt, das möchte ich statt zu unterschreiben lieber direkt in Frage, wenn nicht in Abrede stellen. Denn wenn auch die Häuptlinge den Regierungs-Organen noch so respektvoll und freundlich entgegentreten, wenn auch der Japmann sich noch so friedlich und einschmeichelnd gegenüber dem Weißen gibt, so weiß doch jeder, der ihre Lügenhaftigkeit und Verstellungskunst zu proben Gelegenheit hatte, daß noch lange nicht jedes freundliche Lächeln, nicht jeder bereitwillige Händedruck, nicht jedes beistimmende Ja- und Amen-Nicken als Ausdruck innerer Überzeugung, als bare Münze zu nehmen ist. Existiert doch ein bekannter Pöbel in Jap, der — eine seltene Ausnahme — rund heraus erklärte, daß nicht nur er, sondern alle seine Ranggenossen, auch die, welche so oft „bei Hofe erschienen“, ja die ganze Bevölkerung jeder fremden Herrschaft, der deutschen nicht minder wie der spanischen, tief abgeneigt sei, und daß nur die Furcht vor den Kriegsschiffen, die sich für gewöhnlich einmal im Jahre vor Jap präsentieren, sie zu korrekter Haltung, zur äußern Unterwürfigkeit bestimme. Wenn manche Häuptlinge so ausgesucht freundlich mit der Regierung täten, geschehe das nur, um unter den unabänderlichen Verhältnissen für ihre eigene Selbstsucht möglichst viel herauszuschlagen. Wahre Zufriedenheit mit dem Bestehenden oder gar dankbare Anwandlungen gegen die Fremden hege niemand im Herzen; wenn sie könnten, würden sie „alles umbringen, was Kleider trägt, vom Amtmann bis zum letzten Chamorro.“

Mag dieser kriegerische Ausspruch nun auch ein klein wenig Renommisterei eines alten Haudegen enthalten, so glaube ich doch, daß er im großen und ganzen vielleicht mit einer Nuance Übertreibung die wahre Gesinnung der „friedlichen“ Japer gegen die Weißen wiedergibt. Auch ein kleiner pffiffiger Junge, den ich mal unter der Hand ein wenig ausspionierte, bestätigte mir durch seine Aussagen, daß der genannte Häuptling im wesentlichen die Grundstimmung der

Eingeborenen gegen die Fremden richtig gezeichnet. Und an einzelnen Vorfällen fehlt es auch nicht, die genügsam zeigen, daß das bisherige Vertrauen und der Gehorsam der Japleute gegen die Regierung noch recht wohl „übertroffen“ werden kann.“

B. Die Händler sind eigentlich die ersten Pioniere, welche europäische Kultur in die Südsee getragen. Auch in Jap waren sie schon vor jeder Regierung und Mission ansässig. Ihr kultureller Einfluß auf die Eingeborenen ist allerdings im Verhältnis zur Dauer ihrer Ansässigkeit ein kaum greifbarer



Links Japmann, rechts Palaos-Eingeborener, in der Mitte ein Malape,
alle drei zur Polizei-Truppe gehörig.

gewesen. Doch kommt das nicht daher, daß die Händlerschaft sich etwa nur aus verkrachten, herabgekommenen, fragwürdigen Existenzen rekrutiert hätte, wie sie manchmal auf irgend eine romantische oder abenteuerliche Art an die stillen, weltentlegenen Gestade der Südsee-Eilande verschlagen werden. Denn wenn es auch auf Jap an solchen Abenteurern nicht gefehlt hat, deren Lebenslauf reichlich Stoff zu einer neuen Odyssee lieferte, so zählten doch im allgemeinen die dortigen Kaufleute noch zu den anständigen, ehrfamen South-Sea-Traders.

Mein, der Grund für ihren geringen kulturellen Einfluß auf die Südsee-Völker liegt außer in ihrer kleinen Anzahl wohl hauptsächlich darin, daß sie sich überhaupt nicht direkt berufen fühlten, durch das Beispiel einer höheren sittlichen Lebensführung auf die Sitten der Eingeborenen läuternd, erhebend einwirken zu müssen. Dann wollen sie ja nicht in erster Linie eigentliche Kulturpioniere sein, sondern Trader, Händler, deren oberste Gefühle und Devise einer dieser genügsamen Gilde so reizend also ausgesprochen: „There is no sound so sweet to me as the falling of a big ripe coconut, and there's nothing on earth like dollars.“*) Freilich hätten die Händler selbst von diesem realistischen Standpunkte aus noch Manches für die Anbahnung höherer Kultur-Entwicklung leisten können, wenn sie sich mehr, als geschehen, auf den systematischen Aufbau von Kokospflanzungen geworfen, und neben dem eigenen Gewinn durch das Beispiel gesteigerter Anstrengung die trägen, müßigen Eingeborenen zur Arbeit angeleitet und erzogen hätten.

C. Die Mission. It is impossible, sagt Admiral Cyprian Bridge, to think of the South-Sea-Islanders without thinking of missionaries.“**) So wollen denn auch wir einen kurzen Blick werfen auf die Geschichte und den bisherigen Einfluß der Mission auf Jap.

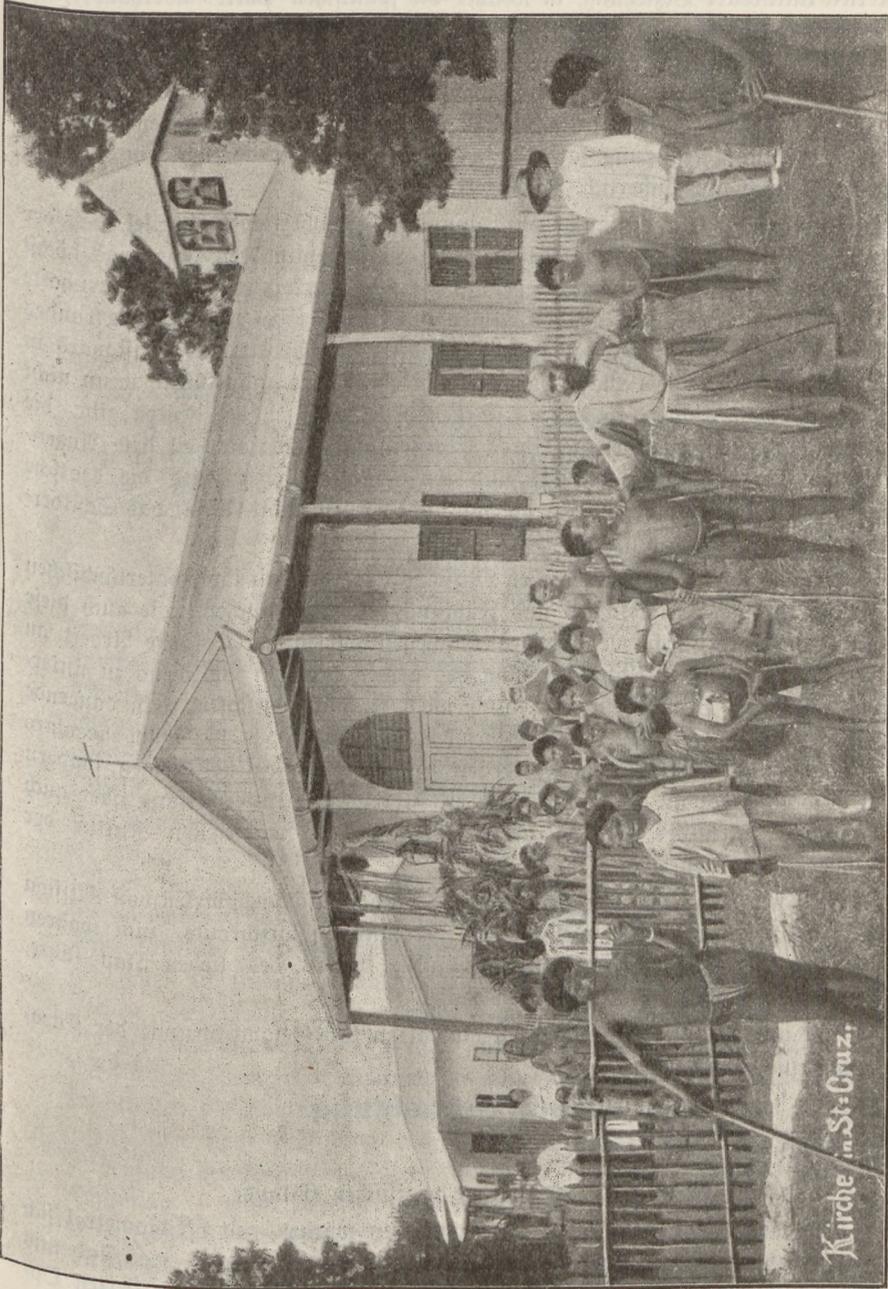
A. Die Geschichte der Christianisierung unseres Eilandes hebt schon gleich an mit dessen Entdeckung, wie denn die Spanier überhaupt das Prinzip hatten, neu entdeckten Völkern auch bald Missionare zu senden. Allein von den ersten Missions-Versuchen auf unserm Eilande steht nur soviel fest, daß wegen Ungunst der Verhältnisse sämtliche mißlingen und sie schließlich gänzlich eingestellt wurden.

Erst in neuester Zeit wurde die Missionierung Japs wie der Karolinen überhaupt wieder aufgenommen. Durch Dekret vom 15. Mai 1886 beauftragte Leo XIII spanische Kapuziner mit der Christianisierung der kurz vorher durch Schiedspruch den Spaniern zugeteilten Karolinen. Bald ließ sich denn auch eine größere Anzahl von Missionaren auf Ponape im Osten, und auf Jap im Westen des ausgedehnten Inselreiches nieder und suchte durch Bau von Kirchen und Schulen einen veredelnden Einfluß auf das degenerierte, aber immerhin noch intelligente Völkchen zu gewinnen.

Als dann im Jahre 1899 die Karolinen durch Kauf an Deutschland übergingen, legte sich von selbst der Gedanke nahe, die spanischen Kapuziner durch deutsche Mitglieder desselben Ordens zu ersetzen. Der erste Schritt zur Verwirklichung geschah im Jahre 1902, indem die deutsche Kapuziner-Provinz zwei Missionare nach der Südsee sandte, den einen nach Jap, den andern nach Ponape. Ende 1904 langten dann weitere deutsche Kapuziner in Ponape an, welche die dortige Mission nach Abreise der bisherigen Patres in eigene Regie nahmen, und Ende dieses Jahres (1905) hat eine neue Karawane deutscher Missionare auch auf Jap ihre spanischen Mitbrüder abgelöst. Mittlerweile ist das Gleiche auf Palaoos geschehen.

*) „Keine Muskat klingt mir süßer ins Ohr als der Fall einer dicken, reifen Kokosnuß, und nichts gilt auf Erden dem Dollar gleich.“

**) „Wer über Südsee-Völker spricht, muß auch den Missionen Erwähnung tun.“



Kirche in St. Cruz.

B. Was nun der Erfolg der bisherigen Missionsversuche in neuerer Zeit angeht, so ist derselbe bei Licht besehen fast Null, sowohl in materiell-kultureller Beziehung, in welcher die spanischen Patres überhaupt nicht so recht eine Aufgabe zu erfüllen zu haben glaubten, als auch in rein religiöser. Die Akten zählen zwar einige Hundert „Getaufte“ auf, aber von „Befehrten“ ist nur *cum grano salis* zu reden. Wie wenig tief das Christentum in die Seele gedrungen, zeigt die einzige Tatsache, daß seit Ablösung der spanischen Herrschaft durch die deutsche Regierung kaum auf Jap noch ein Eingeborener sein Christentum, wenn auch nur äußerlich, praktiziert.

Diese gewiß sehr auffällige Erscheinung läßt wohl keinen Zweifel, daß der bisherige platte Mißerfolg der Mission nicht ausschließlich den allerdings höchst ungünstigen Verhältnissen zuzuschreiben ist — man denke nur an die grauenhafte Unfittlichkeit und vor allem an das Fehlen eines festen Ehe- und Familienbandes — sondern auch der altspanischen Gepflogenheit, die Arbeit des Missionars in nicht mehr zu billigendem Maße vom *brachium saeculare* unterstützen, wenn nicht gar zum Teile verrichten zu lassen. Setzen doch, was sehr zu denken gibt, die Japleute mit der Praktizierung ihres Christentums aus just seit dem Augenblicke, wo die spanische Herrschaft und ihr Druck aufhörte, und die deutsche Regierung die Verwaltung antrat, die sich nicht berufen fühlt, direkt das Schilderhaus neben der Kirche aufzupflanzen.

Gewiß, auch die neuen deutschen Missionare werden mit ihrer vaterländischen Regierung innige Freundschaft und Fühlung zu halten suchen, wie auch diese Anlaß genug hat, durch weitherziges Entgegenkommen deren saure Arbeit an der Kultivierung und sittlichen Hebung des armen braunen Völkchens zu unterstützen, aber das Bewußtsein darf und wird sie nicht verlassen, daß dauernde Missions-Erfolge, echte, nicht Schein-Erfolge, nicht durch das *brachium saeculare* auch nicht bloß durch Anlernung äußerer Kirchen-Riten und Kultus-Formen, sondern durch aufopferungsvolle, geduldige Arbeit in religiöser Unterweisung aber auch gleichzeitiger, intensiver Hebung und Förderung der materiellen Kultur der Insulaner zu erzielen sind.

Mit dem sehnlichen Wunsche, daß das einige Zusammenwirken von Mission und Regierung, wenn auch vielfach auf getrennter Marschroute, zum wahren Wohle und Gedeihen unserer Südsee-Eilande, speziell des lieben Jap führe, nehmen wir Abschied von der trauten Insel.

Und nun wenden wir uns noch einmal zu der Gesamt-Gruppe der Karolinen und suchen in einer

Schluß-Betrachtung

zu ergründen.

Wert und Zukunft der pazifischen Eilande.

Über diesen Punkt ist schon viel geschrieben worden, mit oft diametral sich entgegenstehenden Resultaten. Die einen beantworten die Frage „was sind uns in kultureller Hinsicht diese Inselchen wert“ in ihrem lächerlich exaltierten Optimismus mit einem lakonischen, dem Fernestehenden wohl imponieren sollenden „Alles“, während voreilige Pessimisten ein ebenso lakonisches, aber auch ebenso extremes „Nichts“ auf der Zunge haben. Ich denke, um ein

richtiges Urteil zu gewinnen muß man nach dem alten Grundsatz handeln „Qui bene distinguit, bene docet“.^{*)} Daher möchte auch ich den Wert und die Zukunft der Karolinen von einem dreifach verschiedenen Standpunkt aus erwägen, vom Standpunkt des Missionars, vom Standpunkt des Kaufmanns, vom Standpunkt des Staatsmannes, oder in religiöser, in kommerzieller, in politisch-strategischer Beziehung.

I.

Vom religiösen Standpunkte.

Für den Missionar bieten die Karolinen kein Arbeitsfeld mit besonders rosigem, erfolgversprechender Zukunft. Der Grund ist, von andern Erwägungen abzusehen, hauptsächlich der, daß die Südsee-Bevölkerung stark im Abnehmen begriffen ist und bei ihrer sowieso geringen Zahl mit der Zeit ausstirbt, während eine Neubesiedelung dieser Eilande etwa mit Europäern — man hat unter andern auch schon mal an Straf-Deportierte gedacht — wohl nur in bescheidenen Grenzen möglich ist.

Freilich ist diese wenig verlockende Aussicht dem Missionär kein Hindernis, auch an diesen armen Heiden den welterlösenden Auftrag dessen zu erfüllen, der gesagt: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker.“

II.

Vom kommerziellen Standpunkte.

Für den Kaufmann haben die Karolinen-Inseln schon etwas mehr Bedeutung, wenn auch meines Erachtens eine immerhin nur bescheidene. Die jetzige Ausfuhr, die hauptsächlich in Kopra und Trepang besteht, ist ja nicht gerade bedeutend. Freilich ließe sich der Ertrag an Kokosnüssen durch planmäßige Anpflanzung jetzt noch brachliegender Stellen und Distrikte, besonders auf dem noch wenig angebauten Palaoz, aber auch auf Jap und Bonape und einigen kleinern Inseln, um das Drei- bis Vierfache vermehren. Ob sich auch der Anbau anderer Kulturen, wie Kakao, Kaffee, Taback, Hanf, Baumwolle usw. rentieren würde, ist mehr als zweifelhaft. Denn erstens ist auf den kleinen Inselchen kaum genügend fruchtbares Terrain für den nötigen Großbetrieb vorhanden, zumal ja die größeren Eilande oft zu $\frac{2}{3}$ aus unfruchtbarem Gebirge oder Hochsteppenland bestehen. Zweitens müßten bei der Abneigung und Unfähigkeit der Eingeborenen zu intensiver Anstrengung, und erst recht, wenn sie allmählich aussterben, die Arbeiter von auswärts importiert werden, wodurch das Betriebsbudget nicht unwesentlich belastet würde. Drittens endlich lägen die Absatzmärkte vom Produktions-Gebiete weit entfernt, sodaß auch die erheblichen Versandtkosten die Konkurrenz-Fähigkeit nicht wenig beeinträchtigen würden.

Aber nach Eröffnung des Panama-Kanals? Wird sich die kommerzielle Bedeutung der Karolinen-Inseln wesentlich steigern? Man hat sogar die kühne Hoffnung — milde geredet — ausgesprochen, daß dann für die Südsee „eine neue Zeit beginne etwa derjenigen vergleichbar, die durch die Auffindung des Seeweges nach Ostindien und — die Entdeckung Amerikas am Ende des 15. Jahrhunderts angebahnt wurde.“ Soweit die Karolinen in Betracht kommen muß man diese denn doch etwas stark übertriebenen Erwartungen wesentlich

^{*)} „Unterscheide gut und du trifft das Richtige.“

herabstimmen. Denn zunächst ist es doch einmal eine Hauptfrage, ob und welche Karolinen-Inseln in die neuen bedeutungsvollen Weltfahrts-Linien hineinbezogen werden. Daß sie gerade direkt darin lägen, kann ich nicht behaupten.

Zweitens würde, selbst wenn neue große Verkehrsstraßen über unsere Eilande führen sollten, deren einheimische Produktion und Ausbeutung an Handelswerten, die über ein bestimmtes, schon vorher erreichbares Höchstmaß nun einmal nicht hinauskommen, selbst nicht gesteigert. Deshalb bliebe denn drittens nur zu erwarten, daß die Karolinen gegenüber ihrer jetzigen eine einigermaßen erhöhte Bedeutung erhielten als Proviant-Stationen und Kohlen-Depots.

III.

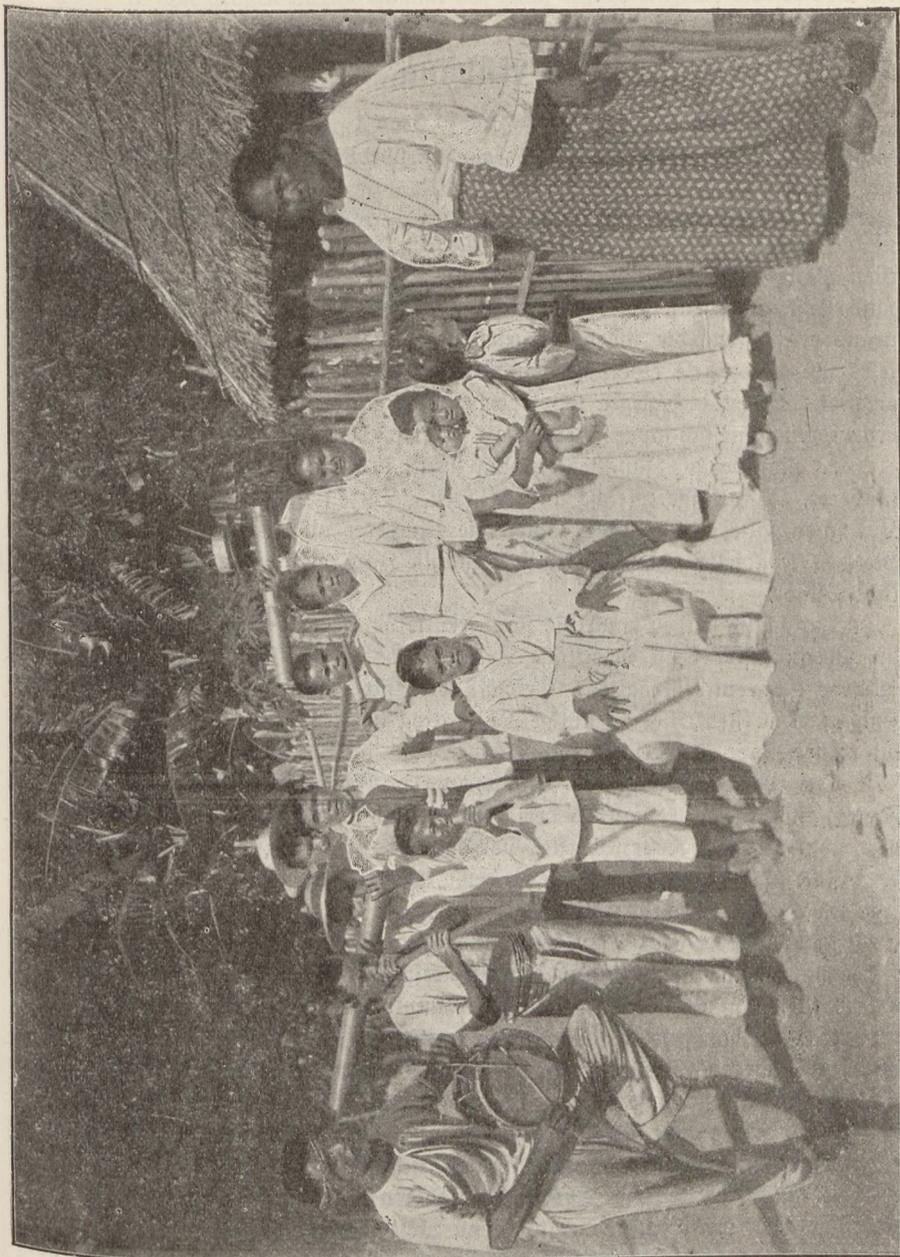
Vom politisch-strategischen Standpunkte.

Die Hauptbedeutung unseres Karolinen-Besitzes liegt in dessen strategischem Werte, insofern dieser Inselnswarm eine natürliche Brücke bildet zwischen Neu-Guinea und unserm chinesischen Stützpunkte Kiautschou, und daher unserer Flotte in der bedeutungsvollen Aufgabe, die ihrer im fernen Osten harret, wesentliche Dienste leisten kann. Freilich möchten wir auch selbst in dieser Hinsicht die Erwartungen derer nicht teilen, die meinen, daß die Karolinen unserer Flotte in einem eventuellen Seekriege im Osten als sichere Zuflucht-Stätten und Ausfalltore dienen könnten. Zu Friedenszeiten, namentlich nach Ausbau des Panama-Kanals, mögen die größeren Eilande des Archipels der Kriegs- und Handels-Marine als willkommene Proviant- und Kohlen-Depots dienen, aber diese Häfen sind viel zu klein, zu unbequem, ja direkt zu gefährlich — mir völlig unverständlich, wie man den Hafen (?) von Saipan als den besten jenes Gebietes bezeichnen kann — als daß sie einem größeren Flottenverbande im Ernstfall als Operations-Basis oder auch nur als sichere Zufluchtstätte dienen könnten, höchstens — in Ermangelung eines Bessern.

Doch mag auch selbst die strategische Bedeutung der Karolinen-Gruppe keine erstklassige sein, so war der Ankauf derselben durch Deutschland dennoch geboten, damit keine andere Macht sie erwerbe, sich mitten zwischen unserm östlichen Kolonial-Besitz festsetze und diesen auseinandersprenge; und diesem Übelstand zu begegnen, braucht sich Germania seine 16 Millionen Mark nicht reuen zu lassen für einen Insel-Besitz, für den auch Japan schon vor Jahren seine 12 Millionen geboten hatte.

Ziehen wir nun das Fazit aus dem Gesagten so ergibt sich, daß uns die Karolinen weder „Alles“ bedeuten noch „Nichts“ wert sind, und daß wir deren Erwerb nicht zu bereuen brauchen. Wünschen wir vielmehr unserm Kolonial-Baby, zumal im Hinblick auf den zentral-amerikanischen Durchstich, ein fröhliches

floreat! crescat!



Anhang.

Berichtigung

noch einiger unzutreffender oder ergänzungsbedürftiger Ansichten über Jap.

1. Die Spanier führen das in Jap für „Reis“ gebräuchliche Wort „comai“ auf das spanische Wort come = iß!“ zurück. Als ihre Landsleute nämlich zum ersten Male nach Jap gekommen, hätten sie den Eingeborenen in der offenen Hand Reis angeboten mit der Bemerkung come! come! Iß! iß! Dieselben hätten daraus geschlossen, die ihnen dargebotene Frucht heiße „come“ und fürderhin dieses Wort mangels eines eigenen für die ihnen bisher unbekannte Frucht angewandt. Christian dagegen leitet comai wohl mit mehr Recht von dem stammverwandten chinesisch-japanischen „mai“ = Reis her.

2. Man hat die Jap-Bevölkerung sozial in folgende vier Klassen geschichtet: Zauberer, Häuptlinge, Reiche und Sklaven. Diese Einteilung ist auf den ersten Blick schon falsch; denn sicher zählen die Zauberer und Häuptlinge auch zu den „Reichen“; ja selbst manche Sklaven sind in Jap reich, oft reicher wie mancher Nicht-Sklave.

Tatsächlich bilden auch die Zauberer keine eigene soziale Gruppe wie etwa eine Priesterkaste; denn eigentliche Priester gibt es auf Jap nicht. Sie treiben vielmehr bloß ein einträgliches Geschäft, dem sich schließlich jeder widmen kann, wenn er es versteht, sich die nötige Reputation zu verschaffen, und sind im übrigen Untertanen ihrer respektiven Häuptlinge.

Auch die Einteilung der Bevölkerung in Pimlingai (Sklaven) und Pilung (Freie?) ist insofern wenigstens dem Namen nach falsch, als Pilung nicht „Freie“ heißt, sondern „der erste, oberste, vorzüglichste, größte usw. und demnach, auf die soziale Gliederung übertragen, den „Obern“, den „Häuptling“ bezeichnet, nicht etwa jeden freien Untertan.

Jap gliedert sich also folgendermaßen: Sklaven und Freie, und beide wieder in gemeine Leute und Häuptlinge resp. Oberhäuptlinge, wobei allerdings zu bemerken, daß Sklaven niemals Oberhäuptlinge sein können.

3. Man hat gemeint, Mais werde in Jap recht gut gedeihen. Versuche haben vielleicht das Gegenteil bewiesen. Die erste Saat ging bestechend prächtig auf; die zweite ließ schon sehr zu wünschen übrig, die dritte ging kaum noch auf. Der Grund? Die erste Saat stand auf jungfräulichem Boden, die zweite fand ihn schon bedeutend, die dritte gänzlich erschöpft. Und da es an Düngmittel fehlt zur Wiederherstellung eines ertragsfähigen Bodens, so ist die Anlage von Maisplantagen wohl eine gewagte, wenn nicht aussichtslose Sache.

4. Zu den Geldsorten auf Jap hat man auch die Copra gerechnet; aber mit Unrecht. Denn wenn sie auch — jetzt übrigens nicht mehr die fertige Copra, sondern nur noch die rohe Kokosnuß — die hervorragendste Rolle im Tauschhandel zwischen den Eingeborenen und Europäern spielt, so stellt sie im Kaufhandel nur das Handels-Objekt dar, nicht ein Geldstück von einem ideellem

Werte wie das Stein- und Muschelgeld, für welches ich andere Dinge kaufe, nicht etwa bloß eintausche.

5. Die großen Luxus-Dämme auf Jap, welche einzelne Dörfer vom Strande weit in das Riff-See hinausbauen, sind nicht aus Basalt gebaut, der auf unserm Giland ja kaum vorkommt, sondern aus Korallensteinen, die man im Meere gebrochen.

6. Die Behauptung, jedes Mädchen müsse vor der Heirat eine Probe und Vorbereitungszeit als Dirne in irgend einem Gemeindefaule durchgemacht haben, beruht auf oberflächlicher Kenntnis oder falscher Information, wenn es auch leider nur zu wahr ist, daß keines derselben „unvorbereitet“ in den Ehestand tritt.

7. Die schwarze Halschnur ist nicht speziell den Dirnen, sondern jeder Frauensperson von der ersten Menstruation bis zum Tode vorgeschrieben.

8. Kaimane kommen auf Jap nicht vor.

9. Es ist eine arge Übertreibung, die Tomill-Bucht im Osten der Insel als einen exzellenten Hafen zu bezeichnen. Er ist so exzellent, das bekanntlich die „München“, der erste große deutsche Handelsdampfer, der die Insel anlief, gleich bei dem engen und schwierigen Eingange zum Hafen auslief und wrack wurde. Allerdings hat man die Einfahrt durch Sprengungen jetzt etwas verbreitert und auch die vielen Klippen und Vorsprünge innerhalb der sonst ganz schönen Bucht durch Seezeichen kenntlich gemacht, sodas für Dampfer wenigstens bei einiger Vorsicht keine besondere Gefahr mehr besteht.

Für Segelschiffe dagegen, auch für solche kleinerer Dimensionen, ist die Einfahrt immer noch schwierig und gefährlich, zumal wenn der Wind nicht ganz günstig oder der Kapitän nicht ganz — nüchtern ist. Man kann sie oft Tage lang vor dem Hafen-Eingang kreuzen sehen, bis es ihnen gelingt, denselben günstig zu fassen. Doch läßt sich hoffen, daß bei Zunahme des Verkehrs sich durch etwaige Sprengungen noch weitere Hindernisse heben lassen.

10. Die Mandel kommt meines Wissens auf Jap nicht vor.

11. Die Behauptung, daß bloß die Sklaven auf Jap stehen, wird bei sämtlichen „freien Herrn“ ein dankbares Lächeln hervorrufen ob dieses un — erwarteten, schmeichelhaften Complimentes. Das allerdings soll vorkommen, daß der Herr gestohlen und der Sklave dafür vor den Profos geschleppt und gehängt wird.

12. Es ist absolut unmöglich, daß sich ein Europäer, und besäße er noch so große linguistische Talente, die Japsprache in sechs Monaten völlig aneigne. Man hat sich zu dieser kühnen Behauptung wahrscheinlich durch die Tatsache verleiten lassen, daß ein spanischer Kapuziner-Pater nach noch nicht sechsmonatlichem Aufenthalte auf der Insel eine kurze Grammatik der Eingeborenen-Sprache herausgab. Allein es ist etwas ganz Anderes, ein paar Monate hindurch mit dem Stift in der Hand sich einige Wörter und Satzgebilde vorsagen zu lassen und dann aus den immerhin mit großem Fleiße gesammelten Sprachschätzen ein kurzes, selbstverständlich lückenhaftes und keineswegs fehlerloses Lehrgebäude aufzurichten — und andererseits eine Sprache beherrschen und verwerten im alltäglich mündlichen Verkehr. In letzterer Beziehung kann ich aus eigener Erfahrung nur bestätigen, was bisher alle Europäer in Jap empfunden, daß die

Eingeborenen-Sprache sehr schwer und kaum in mehreren Jahren gründlich zu erlernen ist.

13. Daß die Dienerinnen der Venus auf Jap um Unterschiede von allen demi-monde Damen der übrigen Welt ihre Dienste unentgeltlich verrichteten, ist schon durch meine bisherigen Ausführungen widerlegt.

14. Es ist gleichfalls eine unerwiesene Behauptung, daß Frauen nie dagegen protestierten, wenn ihr Mann sie einem dritten auf Zeit cedieren wollte. Wahr ist, daß solch ein Protest nicht immer, vielleicht nicht mal oft erhoben wird.

Gegen die Behauptung, die Japleute zögen einen milden Wein den scharfen Liqueuren vor, höre ich auf der ganzen Insel sich gewaltigen Rumor und Protest erheben. Ist doch das Umgekehrte gerade der Fall. Der Japmann liebt den Alkohol derart, daß er puren Sprit wie Wasser säuft. Je scharfer ein Getränk ist, um so eher löst es ja auf seiner durch das Bethelkauen durchgebeizten, gegen milde Einflüsse kaum noch reagierenden Zunge einen prickelnden Reiz der Geschmack-Nerven aus. Schnaps rabiatester Qualität ist ihm deshalb „maneguil ni maneguil“ ein „edeleß Getränk;“ das stark alkoholisierte Tropenbier passiert bei ihm soeben noch als „maneguil“ als „trinkbar“; der in dem heißen Klima dagegen so stark an Gehalt verlierende Wein ist ihm schon „dari fan“, „fade“, er stamme denn aus der Pfalz oder der — Essigfabrik.

17. Nicht bloß die Männer, auch die Frauen tragen beständig ihren Korb mit den nötigen Utensilien zum Bethelkauen und Rauchen bei sich, da ja auch sie keine Taschen an ihren Grassröcken haben.

18. Die Kanoes in Jap sind keineswegs identisch mit denen in Palaoß. Ist auch das Grundprinzip beider dasselbe, so weiß doch jeder auf den allerersten Blick ein Palaoß von einem Jap-Kanoe zu unterscheiden. Ein Hauptunterschied z. B. ist der, daß das Jap-Kanoe oben völlig offen ist, während das Palaoß-Fahrzeug durch Deckel verschließbar und so gegen das Einschlagen von Gischicht und Wellen wenigstens einigermaßen geschützt ist.

Demnach ist es auch falsch, daß die Jap-Kanoes alle oder auch nur der Mehrzahl nach in Palaoß gebaut werden. Ein bloßer Rundgang durch unser Eiland zeigt, daß dort stets Kanoes „auf Stapel liegen.“

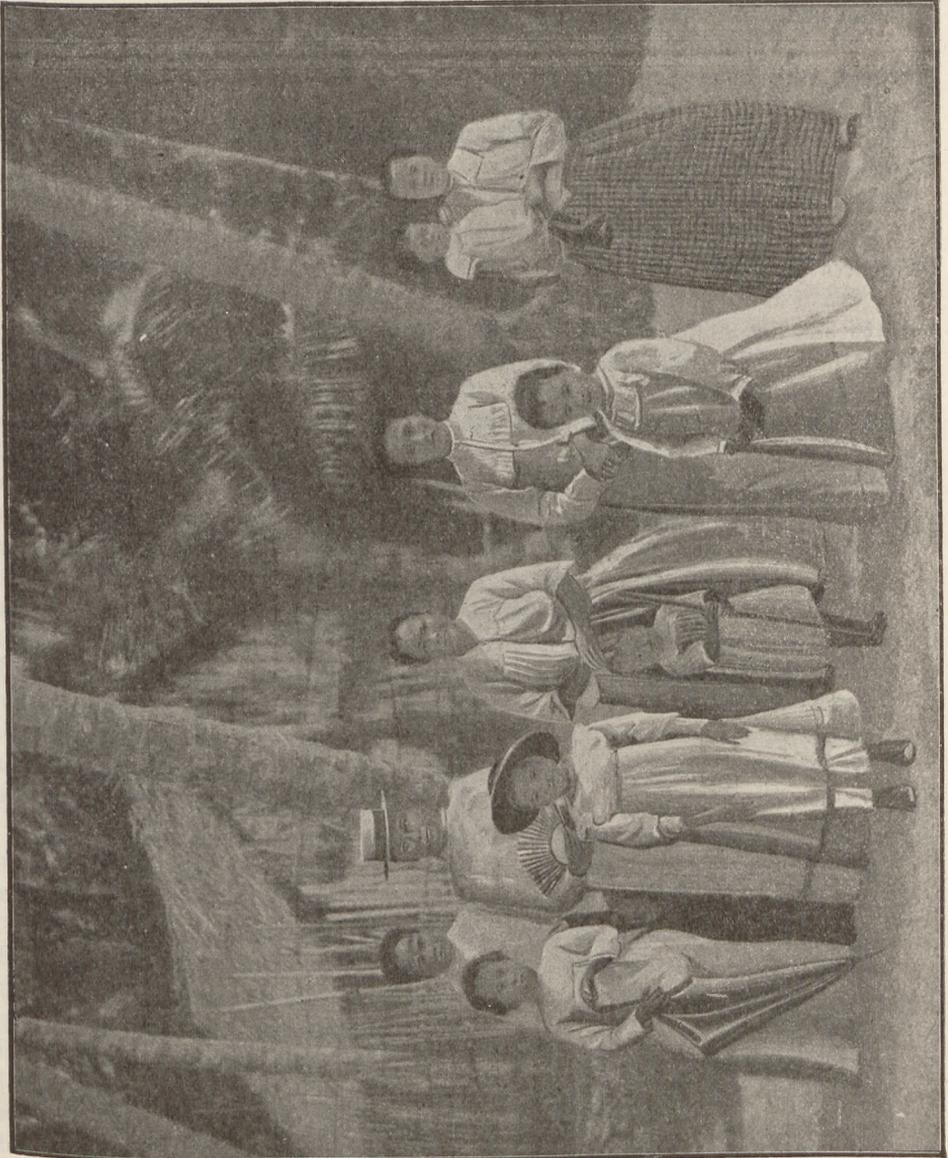
19. Der Tomill-Hafen ist nicht die einzige Einbuchtung, durch welche das tiefe Meer in Gestalt eines langen Armes oder Kanals durch das Korallen-Riff bis ans feste Land vordringt. Es gibt deren mehrere, größere und kleinere, breitere und schmalere, die sich aber alle als Einfahrten und Häfen nicht sonderlich eignen, wenn sie auch zu diesem Zwecke nicht alle absolut unverwendbar sind.

20. Die fast handtellergroße, flache Kastanie wird nicht, wie man gemeint hat, ausschließlich zur Zeit einer Not gegessen, wenn z. B. durch schlechten Ausfall der Kokos-Ernte Mangel an Nahrung eingetreten wäre, sondern auch unter gewöhnlichen Verhältnissen. Freilich bildet sie im Vergleich mit der Kokosnuß oder dem „Lack“ ein ziemlich untergeordnetes Nahrungsmittel.

21. Die Farbe der Haut-Tätowierungen ist nicht schwarz sondern liegt zwischen Dunkelgrün und tintenblau.

22. Der Kleinkrieg zwischen einzelnen Dörfern hat trotz strengen Regierungsverbotes noch nicht ganz aufgehört. Doch nimmt er in der Regel zahme Formen an und ist von der einstigen Höhe heroischer Schlachten und kühner Argonauten-Fahrten auf epigonenhaften Dorf-Radau herabgesunken.

23. Auch die Hochsee-Fahrten sind noch nicht ganz eingestellt. Doch gibt es nur noch einzelne Kanoes, die sich nach dem benachbarten Matelotas oder dem schon ferner liegenden Palaos wagen.



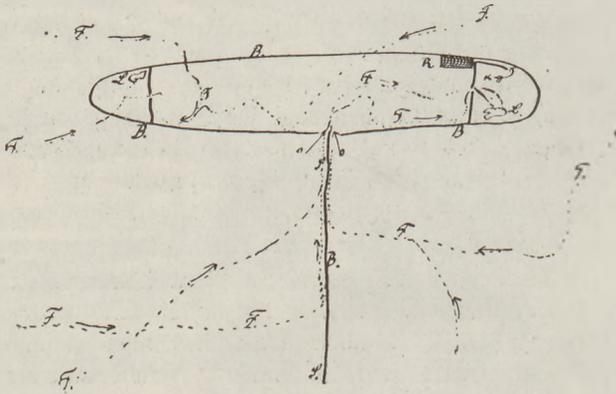
24. Es dürfte meines Ermessens nicht angängig sein, aus den von mir angeführten ethnographischen Unterschieden zwischen den Sklaven und Freien auf Jap den Schluß zu ziehen, daß erstere die Urvölkerung, letztere sieghafte Eindringlinge seien. Denn der statuierte Unterschied beweist doch nur, daß wir es in Jap vielleicht mit zwei verschiedenen Inselaner-Stämmen zu tun haben,

entscheidet aber noch nicht, wer von den beiden eventuell der uranfässige ist. Diese Entscheidung kann nur durch Auffindung anderer Gründe herbeigeführt werden. Die traditionelle „Geschichte der Sklaverei“ in Jap entscheidet sich ja z. B. für die Uraanfässigkeit der Freien, obwohl diese Tradition mir persönlich ziemlich nach einer oratio pro domo riecht.

25. Ob man in Palaoos jetzt keine großen Gemeindegäuser mehr zu errichten versteht, weiß ich nicht. Jedenfalls ist es falsch, diese Unfähigkeit, die auch ein Zeichen der Degeneration sein soll, den Japleuten nachzusagen. Denn eine ganze Reihe erst in jüngster Zeit fertiggestellter und noch jetzt im Bau begriffener Gemeindegäuser größeren Stils können den Aufsteller dieser Behauptung eines Bessern belehren.

26. Der spitze Pandanus-Hut wird von Frauen ebenso gut wie von Männern getragen.

27. Das Huhn auf Jap ist nicht ein verwildertes Geflügel in dem Sinne, daß es blos im Walde und Dickicht lebe. Es ist in erster Linie Haushuhn und wird täglich mehrere Male von seinem Besitzer gefüttert. Die übrige Zeit streicht es natürlich im Walde umher, wobei es dann allerdings nicht selten vorkommt, daß es sich buchstäblich dort einnistet und nicht mehr zurückkehrt. Damit ist es aber auch schon „vogelfrei“ erklärt und gehört nach Japfitte dem, der es fängt, sei es im Walde, sei es auf seinem Hühnerhof, auf welchem es zuweilen aus Hunger oder von einsamer Langweile getrieben, ungebeten zum Frühstück erscheint.



Fischwehr.

Zur Kolonialbankfrage. *)

Der Hauptinhalt der Schrift besteht in dem auf S. 146ff enthaltenen Vorschlage zur Errichtung einer deutschen kolonialen Spar-, Handels-, Land- und Treuhand-Bank. Diese Bank, welche Privatbank, aber staatlich geleitet oder doch staatlich beaufsichtigt sein soll, soll bestehen aus vier selbständig fundierten und arbeitenden Abteilungen, welche nur hinsichtlich der Geldausgleichung, der Vermittlung und der Abtragung von Personal- und Realkredit untereinander in direktem Verkehr stehen, aber zeitlich und örtlich unabhängig von einander eingerichtet werden können. Diese Abteilungen sollen gebildet sein aus: 1. einer Sparbank, die Spareinlagen anzunehmen und zu verzinsen und Selbst- und Entschuldungs-Versicherungsgeschäfte zu betreiben hätte, wie sie auf S. 141—146 genauer charakterisiert sind, 2. einer Handels- und Lombardbank zur Beleihung von in den Kolonien geernteten Produkten und Ausfuhrwaren sowie zur Vermittlung des Geldverkehrs der Kolonien mit der Reichsbank und anderen Geld-Instituten, 3. einer Land- und Ansiedelungsbank zur Beförderung des Realkredits in den Schutzgebieten und zur Einrichtung und Unterstützung von Ansiedelungen in denselben, 4. einer Treuhandbank zur Betreibung von sog. Treuhandgeschäften im Umgange des Geschäftsbetriebs der deutschen Treuhandbank und namentlich zur Beaufsichtigung der Verwaltung deutscher Kolonialgesellschaften und Auslandgesellschaften. Die Treuhandgeschäfte sind vom Verf. auf S. 168 bis 170 im Einzelnen aufgeführt.

Die Mittel zur Erreichung der Zwecke der Bank sollen für die Sparbank durch Spareinlagen bzw. die Prämien der Selbst- und Entschuldungsversicherung-Verträge, für die Handelsbank durch Anteilscheine und Notenausgabe, für die Landbank durch Pfandbriefe, durch die Einnahmen der Schutzgebiete aus der Verpachtung von Ländereien und durch Staatszuschüsse, welche zum Teile einer von den Großbanken nach Maßgabe ihres Geschäftsumfasses bzw. ihres Gewinnes zu erhebenden auf S. 140 näher begründeten Bankstaffelsteuer, zu decken sind, und endlich für die Treuhandbank durch Anteilscheine beschafft werden. Für die Verzinsung der Spareinlagen soll das Reich eine Verzinsung von $3\frac{1}{2}\%$, für die der Anteile und Pfandbriefe $3-3\frac{1}{2}\%$ garantieren. Die etwaigen Zuschüsse des Reiches sollen ebenfalls durch die Einnahmen der Bankstaffelsteuer gedeckt werden, welche auch zur Bildung eines Reservefonds sowie zur Garantierung der erforderlichen Anleihen für Förderung des Verkehrs z. B. für Eisenbahnen in den Schutzgebieten zu verwenden wären.

*) Thilo Eichholz, Nationale Deutsche Bankpolitik. Berlin, Verlag von Wilhelm Sißerott 1906, 171 S.

Die Schrift enthält aber nicht bloß diesen Vorschlag zur Gründung einer Kolonialbank, sondern einleitungsweise einen Abschnitt, in welchem auch die allgemeine Entwicklung des deutschen Bankwesens, namentlich die in der neuesten Zeit eingetretene Konzentration desselben unter Aufsaugung der Provinzialbanken durch einige Großbanken hingewiesen ist. (S. 2. 23). Im Anschlusse daran bringt der Verf. eine Übersicht über die überseeischen Banken, unter welchen auch die Königl. preuß. Seehandlung aufgeführt ist, bespricht dann die deutschen Kolonialbanken, insbesondere ausführlich die deutsch-ostafrikanische Bank und erörtert schließlich die Notwendigkeit, die Errichtung deutscher kolonialer Banken, (S. 133—145), wobei er sich namentlich auch über die Frage verbreitet, ob dieselben den Charakter von Privatbanken oder Staatsbanken haben sollen, und in welcher Weise durch eine Zentralbankbehörde das gesamte deutsche Bankwesen in entsprechender Weise beaufsichtigt und in den richtigen Bahnen gehalten werden könnte.

Da der Verfasser wenn auch nur gelegentlich die Befriedigung des Kreditbedürfnisses des gewerblichen wie landwirtschaftlichen Mittelstandes bespricht, so erstrecken sich seine Ausführungen fast auf alle Fragen des Bank- und Kreditwesens, so daß der Vorschlag der Errichtung einer Kolonialbank gewissermaßen nur einen Anhang zu den vorausgegangenen Ausführungen bildet.

Daß der Verfasser die vielen von ihm in Angriff genommenen oder doch aufgeworfenen Fragen des Kredit- und Bankwesens auf 170 Quartseiten nicht erschöpfend behandeln konnte, ist klar, zumal er in Bezug auf verschiedene überseeische und koloniale Banken ziemlich viel zum Teil nebensächliches Detail mitgeteilt hat. Auch handelt es sich bei diesen Fragen schließlich um die Grundlagen unserer gesamten Wirtschafts- und Gesellschaftsordnungen, denen gegenüber ein abschließendes Urteil nur an der Hand umfassender theoretischer und praktischer Kenntnisse auf Grund sehr eingehender und gründlichen Untersuchungen möglich ist. Ein solches abschließendes Urteil enthält die Schrift nicht, so dankenswert auch die in derselben enthaltenen Hinweise auf vorliegende Schäden und Mängel und die zur Beseitigung derselben zu treffenden Einrichtungen sein mögen. Es wäre daher richtiger gewesen, wenn der Verfasser sich ausschließlich mit der Frage der kolonialen Bankpolitik beschäftigt, diese Frage aber nach allen Richtungen ausführlicher und eingehender erörtert hätte, als es geschehen ist. Allerdings läßt sich die koloniale Kredit- und Bankpolitik ohne Bezugnahme auf die einschlägigen Verhältnisse und Einrichtungen des Mutterlandes nicht behandeln, allein diese Bezugnahme braucht nicht soweit zu gehen, daß alle Grundfragen des Kreditwesens und unserer gesamten Wirtschaftsordnung aufgerollt werden. Es liegt hier die Sache ebenso wie bei der Landfrage in den Kolonien. Auch bei der Erörterung und Regelung dieser Frage wird man die im Mutterland bestehenden Einrichtungen und die bezüglich der Reform des Bodenrechts gemachten Vorschläge nicht außer Acht lassen dürfen. Da man aber in den Kolonien durchaus neue Verhältnisse vor sich hat, kann man sich daselbst in der Bankfrage wie in der Landfrage freier bewegen als im Mutterlande, und zwar gilt dies sowohl für die praktische Regelung, wie für die theoretische Erörterung. So sind z. B. die Fragen, in welchem Umfange an Grund und Boden in den Kolonien Privateigentum zuzulassen oder das Eigentumsrecht dem Staate vorzuhalten, und ob bei den Kolonialbanken Privatbetrieb oder Staatsbetrieb vorzuziehen ist, selbst-

verständlicher Weise in erster Linie nach den Bedürfnissen der Kolonien, nicht nach den Verhältnissen des Mutterlandes zu behandeln und zu beantworten. Infolgedessen haben auch bei den theoretischen Erörterungen über die Landfrage und die Bankfrage in den Kolonien die bezüglichen Einrichtungen des Mutterlandes und die an dieselben sich anschließenden Reformfragen nur insoweit Berücksichtigung zu finden, als ein unmittelbarer Zusammenhang derselben mit den Verhältnissen und Einrichtungen der Kolonien besteht.

Dadurch nun, daß der Verfasser zunächst sich ganz allgemein mit den Fragen des Kredit- und Bankwesens im Mutterlande beschäftigt, dann die überseeischen Banken, die mit den deutschen Schutzgebieten nichts zu tun haben, ausführlich behandelt und erst am Schlusse auf die deutschen Kolonialbanken eingeht, obwohl dieselben doch für ihn in erster Linie stehen, macht die Schrift keinen ganz befriedigenden und harmonischen Eindruck.

Zunächst ist anzuerkennen, daß der Verfasser eine Reihe von Fragen aufgeworfen und Anregungen gegeben hat, die ernster Beachtung wert sind. Vor allem ist aber verdienstvoll, daß der Verfasser, der früher schon in der Zeitschrift für Kolonialpolitik usw. Beiträge zur Kolonialbankfrage geliefert hat, in der vorliegenden Schrift auf diese Frage zurückgekommen ist, denn es ist zweifellos, daß zwar die Errichtung und Einrichtung kolonialer Banken für die wirtschaftliche Entwicklung der deutschen Schutzgebiete von der größten Bedeutung ist, daß aber diese Frage noch keineswegs theoretisch genügend erörtert ist und daß sie noch weniger bereits eine befriedigende praktische Lösung gefunden hat.

Eine ausführliche Kritik der vom Verfasser in Bezug auf die Reform des deutschen Kredit- und Bankwesens im allgemeinen gemachten Vorschläge ist begreiflicher Weise hier ausgeschlossen. Ebenso ist es aber auch nicht möglich, seinen Vorschlag zur Errichtung einer kolonialen Spar-, Handels-, Land- und Treuhandbank eingehend zu prüfen, da eine derartige Prüfung so umfassende Untersuchungen und Erörterungen notwendig machen würde, wie sie im Rahmen einer bloßen Besprechung der Schrift nicht wohl gegeben werden können.

München.

Stengel.

Deutsche Kolonisation in Südamerika.

Dem Berichte eines deutschen Kolonisten in Neu-Württemberg (Rio Grande do Sul) an die öffentliche Auskunftsstelle für Auswanderer in Dresden entnehmen wir folgende interessante Einzelheiten:

Ich arbeite noch immer in der Pflanzung, aber mäßig, und tue es hauptsächlich wegen des körperlichen Wohlbefindens. Pflanzt man aber, um dadurch wirtschaftlich vorwärts zu kommen, so sind die an die Körperkraft gestellten Anforderungen sehr große. Namentlich ist es in den ersten Jahren ein rastloses, anstrengendes Schaffen, dem die meisten aus den sogen. besseren Kreisen und dem Mittelstande auf die Dauer nicht gewachsen sind; man muß berücksichtigen, daß im Anfange fast jede Bequemlichkeit fehlt und viele Entbehrungen ertragen werden müssen. Dazu kommen die Wirkungen des Klimawechsels.

Zum Kolonisten paßt hier am besten der Bauer, dann wohl noch der Industriearbeiter, wenn er schon in Deutschland etwas Land bearbeitet hat. Aber Kaufleute soll man nicht ermuntern, sich im Urwalde Brasiliens zum Bauern umzubilden. Mitunter versuchen es solche Leute ein oder zwei Jahre, dann aber werden sie der eintönigen und schweren Arbeit überdrüssig und verlassen ihre Kolonie. Sie gehen dann entweder nach Deutschland zurück und setzen meist unser Brasilien in ungerechtester Weise herab, oder suchen sich in den brasilianischen Städten eine zuzugende Tätigkeit, die sie allerdings nur dann finden, wenn sie der brasilianischen Sprache mächtig sind. Keiner denke, ohne Kenntnis des Brasilianischen in Rio Grande oder Porto Alegre Stellung finden zu können. Am ehesten gelingt es noch dem Handwerker, sich eine befriedigende Lage zu schaffen. Ein solcher kauft sich am besten eine Chagra, d. h. ein Stück Land (von 4 bis 8 ha) in der Nähe des Stadtplatzes und treibt da Landwirtschaft für seinen eigenen Bedarf. Durch sein Handwerk kann er allmählich vorwärts kommen. Ohne Konkurrenz ist er freilich auch in unserer jungen Kolonie nicht, denn auch hier entscheidet eben eigene Tüchtigkeit.

Für ein Kolonisationsunternehmen ist die Zuführung ungeeigneter Elemente natürlich kein Gewinn. Eine sachliche Beurteilung der Verhältnisse ist selten, und so wird nur Unzufriedenheit gestiftet, abgesehen davon, daß ein schlecht bebautes Kolonielos nicht an Wert gewinnt. Wenn es Nichtlandwirte versuchen wollen, als Kolonisten herüber zu kommen, so ist ihnen sehr zu empfehlen, sich eine bebaut Kolonie zu kaufen, d. h. also eine solche, auf der schon Land bearbeitet ist, Haus und Stallung steht sowie Pflanzung und vielleicht auch Viehweide vorhanden sind. Auf diese Weise käme der neue Ansiedler am schnellsten und billigsten über die schweren Anfangsjahre hinweg und könnte gleich im ersten Jahre eine nennenswerte Ernte erzielen. Natürlich ist eine solche in gutem Zustande befindliche Kolonie teurer als eine unbebaute. Die Preise stellen sich hier, je nach Lage und Zustand des betreffenden Loses, auf 2200, 2500 bis 3000 Millreis. Daß solche Preise gern für gute Kolonien gezahlt werden, und zwar nicht nur vom neuen „Deutschländer“, ist ein gutes Zeugnis für unser aufstrebendes Neu-Württemberg.

Der Ertrag der Landwirtschaft wird vom Einwanderer meist zu hoch angeschlagen. Es ist möglich, daß die Schuld daran am Kontrakt über den Landkauf liegt, der verlangt, daß die eine Hälfte des Kolonierpreises in 3 Jahren, die andere Hälfte in weiteren 3 Jahren bezahlt sein muß. In 6 Jahren wäre also die Kolonie Eigentum des Ansiedlers. Es wird ferner dem Ansiedler in Aussicht gestellt, in einigen Jahren, wenn auch nicht Reichtum, so doch einen gewissen Grad von Wohlhabenheit zu erlangen. Das verleitet zu falschen Schlüssen, denn die Begriffe von Wohlhabenheit sind zwischen Brasilien und Deutschland verschieden. Hier sagt man: „Was der Mann für eine wertvolle Uhrkette hat! Echtes Silber!“ In Deutschland heißt es: „Nicht einmal eine goldene Uhrkette hat der Mann!“

Wenn man in Deutschland meint, ein wohlhabender Kolonist brauche hier nicht mehr viel zu arbeiten, so täuscht man sich gewaltig. Wohlhabend ist hier der Kolonist, der auf eigenem (bezahltem) Lande sitzt, Haus, Stallung und Schuppen in gutem Stand hat, eine große Pflanzung besitzt, und bei dem sich ein paar Pferde, Ochsen und Kühe auf der eingezäunten Weide tummeln, der ferner 50 bis 100 Schweine und eine Menge Geflügel sein Eigentum nennt und dem es schließlich nicht an Bargeld fehlt. Aber an Arbeit hat ein so wohlhabender Kolonist jahraus, jahrein die schwere Menge samt seiner zahlreichen Familie.

Zwei Jahre braucht der Kolonist in der Regel, bis er ordentlich wohnt und richtig zu essen hat. Das dritte Jahr dient ihm gewöhnlich dazu, die abgerissenen Sachen wieder in Stand zu setzen. Nach diesen drei Jahren ist allerdings das schlimmste Stück Arbeit getan. Dann geht es voran, wenn die Gesundheit aushält. Junggesellen ist dringend zu raten, vor Übernahme einer Kolonie zu heiraten. Die Frau ist im Haushalt eines Kolonisten unentbehrlich. Die Pflanzung und das Vieh versorgen, selbst kochen und waschen, das übersteigt die Kraft und Geduld der meisten Kolonisten. Es sei nicht verschwiegen, daß die hiesigen Mädchen dem neuen Ankömmling gegenüber sehr spröde sind und einen tüchtigen Kolonistensohn entschieden bevorzugen. Am besten ist es daher, sich vor der Auswanderung aus Deutschland zu verheiraten.

Ich möchte nicht den Anschein erwecken, als sei vor der Auswanderung nach Rio Grande do Sul zu warnen. Im Gegenteil. Wer mit unbefangenen Auge sich z. B. hier in Neu-Württemberg umsieht, muß über die Fortschritte erfreut sein, die die Kolonie in den letzten Jahren gemacht hat. Nicht allein, daß der Reichsdeutsche diese Kolonie als eine rein deutsche Kolonie gern bevorzugt, haben wir auch von den deutschen Kolonisten der alten Koloniezone einen starken Zuzug. In-
deß wäre es gut, wenn ungeeignete Elemente abgehalten werden könnten, als Kolonisten hierher zu kommen. Daß tüchtige Leute bei ernster Arbeit hier vorwärts kommen, zeigt der ganze Zustand der älteren Kolonistenwirtschaften. Die Häuser sind meist aus selbstgeschnittenen Brettern und selbstgefälltem Holze gebaut, mit in höchst einfacher Weise gerissenen Schindeln gedeckt und innen gebleicht. Die Fenster sind durch Läden verschließbar und ohne Glas. Backsteinhäuser werden erst später gebaut. Ein Gemüsegarten, eine Weinlaube und eine Anzahl Pfirsichbäume geben dem Ganzen einen freundlichen Anstrich. Neben dem Wohnhause steht die Küche, die wegen der Feuergefahr gesondert gebaut ist. Dahinter liegt der einfache Backofen. Die Stallungen sind an drei Seiten mit Brettern verschalt und haben Schindeldach. Das Großvieh geht auf die Weide. Sind die Schweine groß genug, so laufen sie mit; sonst haben sie einen kleinen eingefriedigten Raum und finden Schutz gegen Mäuse und Kälte unter einem Schindeldach. Ein Schuppen zum Lagern der Vorräte und

zum Trocknen des Tabaks, ein Hühnerhaus und ein Bienenschauer vollenden das Bild eines hiesigen Kolonistengehöftes. Ringsherum liegt die Pflanzung, die Kaga, auf der hauptsächlich Mais, schwarze Bohnen, Tabak, Maniok, Batatten, Kartoffeln, Zuckerrohr, Roggen, etwas Weizen und hier und da auch Reis gebaut werden; in Zukunft soll die Erdnuß dazu kommen. Den Ertrag der Kulturen kann man rechnen wie folgt:

Mais	160	fach	(20 Sack vom Quart = 1/2 ha)
schwarze Bohne	80	"	
Reis	200	"	
Roggen bis	140	"	
Kartoffel	10	"	
Tabak	100 bis 120	Aroben	(zu je 15 kg) von 1 ha.

Der Tabak hat dieses Jahr infolge des hohen Kurses und der nicht günstigen Ernte einen niedrigen Preis, so daß man für erste und zweite Sorte im Mittel wohl 5 Millreis für die Arobe rechnen kann.

Der Mais ist wegen zu großer Masse in der Reife nicht gut geraten, die schwarzen Bohnen aber haben einen recht guten Ertrag gegeben.

Es ist schwer zu sagen, was eine Kolonistenfamilie als Jahresertrag erzielen kann. Vielleicht können einige Beispiele einen Anhalt dafür geben.

Ein Kolonist mit Frau, erwachsenem Sohne und Tochter sowie 3 Schulkindern pflanzte 130 Arobe Tabak, 50 Sack schwarze Bohnen und 18 Sack Roggen. Der Bedarf für die Familie ist nicht mit gerechnet. Außerdem hat er 25 Schweine, 3 Pferde, Kuh mit Kalb, Geflügel usw., für die er genügend Milcho und anderes Futter gebaut hat.

Ein anderer Kolonist hat mit Frau, Sohn und Tochter über 100 Sack Bohnen gebaut und 20 Sack Milcho zum Verkauf gebracht. Außerdem hat er noch für den Hausbedarf gesorgt.

Ein weiterer Kolonist mit Frau, Sohn, Tochter und 3 Schulkindern baute, außer seinem Familienbedarf, gegen 120 Arobe Tabak und zog 40 Schweine und Ferkel groß.

Die erwähnten Kolonisten sind allerdings schon mehrere Jahre hier und besitzen viel aufgeschlagenes Land, das gut von Bäumen geräumt ist und teilweise mit dem Pfluge bearbeitet wird. Sonst sind derartige Ertragnisse nicht möglich. Immerhin beweisen die Beispiele, daß hier vorwärts zu kommen ist. Freilich gibt es hier auch Kolonisten, die schon das fünfte Jahr auf ihrer Kolonie sitzen, ohne sichtbar vorwärts gekommen zu sein.

Daß ein Kolonist, der offenes Land hat, noch mit Vorteil arbeiten kann, wenn er z. B. Mais durch Brasilier bauen läßt, zeigt folgendes:
im Akford kostet

1 Quart zu puzen	10	Millreis
1 " Mais zu pflanzen	2	"
1 " " zu knicken	4	"
1 " " zu brechen u. einzubringen	6	"

also für 1 Quart an Auslagen 22 Millreis.

Die Ernte zu nur 15 Sack gerechnet, ergibt zu je 3 Millreis: 45 Millreis.*) Es würde sich sonach (bei einmaligem Puzen) ein Gewinn von 23 Millreis (bei zweimaligem Puzen von 13 Millreis) pro Quart ergeben.

Es wird allerdings verhältnismäßig wenig mit Brasiliern gearbeitet. Das

*) Siehe Fußnote unter 2.

liegt einmal am Mangel von Bargeld seitens des Kolonisten, andererseits aber auch an der Unzuverlässigkeit des Brasiliers, die nach deutschen Begriffen ins Unglaubliche geht. Der Brasilier kann sich schwer daran gewöhnen, Verträge und Verabredungen zu halten. Wenn man einige Jahre hier ist, regt man sich über derartige Sachen nicht mehr auf.

Die brasilianische Sprache wird jetzt in der hiesigen Schule gelehrt. Die wachsende Zahl der Kolonisten und damit der Schulkinder (über 100) machte die Anstellung einer zweiten ständigen Lehrkraft nötig. In nicht zu fernem Zeit wird wohl hier eine zweite Schule gebaut werden müssen.

Die Produktions- und Einkaufsgenossenschaft entwickelt sich stetig; sie verfügt jetzt über ein eigenes Gebäude von 10 m Länge und Breite, das auf einem der Genossenschaft gehörigen, großen Grundstücke steht. Letzteres ist der Genossenschaft von Herrn Dr. Herrmann Meher kostenlos überlassen worden. Der Hauptzweck der Genossenschaft ist die Erzielung eines gleichmäßigen guten Tabaks mit gemeinschaftlicher Fermentation. Wir hoffen, daß die nächste Fermentation unter der Leitung des Herrn Dr. Merten, des neuen Leiters der landwirtschaftlichen Versuchstation, ein vorzügliches Produkt liefern wird.

Es ist ein größerer Versuch mit der Einführung von Yorkshire-Kassenschweinen hier gemacht worden. Die Tiere gedeihen gut und auch die Kreuzungen mit hiesigen Schweinen haben zum Teil hübsche Erfolge ergeben. Ob allerdings mit diesen Tieren mehr erzielt werden wird, als mit den einheimischen Schweinen, läßt sich mit Sicherheit heute noch nicht sagen. Die meisten alten Kolonisten wollen von der Yorkshire-Rasse nichts wissen. Der vom Bauernverein gekaufte Zuchteber deckt daher bei 2 Milkreis Sprunggeld die Futterkosten bei weitem nicht.

Die wichtigste Neuerung, die wir zu erwarten haben, ist die Errichtung einer Ölmühle. Hauptsächlich bedeutet sie zugleich einen Fortschritt für die Kolonie. Sie soll hauptsächlich zur Gewinnung von Erdnußöl dienen.

An den Wegen in der Kolonie ist von der Verwaltung manches getan worden. Namentlich sind die schlechtesten Strecken durch Verlegen oder durch breites Aufschlagen des Waldes verbessert worden, und neue Teile haben Anschluß an das alte Wegenetz erhalten.

Was die persönliche Sicherheit in der Kolonie anbetrifft, so gleicht sie der in Dörfern Deutschlands. Von Indianern ist nichts zu fürchten, weil es hier keine gibt. Ebenjowenig sind wilde Tiere zu fürchten. Auch die Schlangengefahr wird meist übertrieben. Sie ist hier kaum größer als die Kreuzottergefahr in Teilen des sächsischen Vogtlands und der Laufig.*) Ich ziehe wohl des schlechten Wetters und mitunter der Dornen wegen lange Stiefel an, aber niemals, um mich vor den Schlangen zu schützen. Seit den 2½ Jahren meines Hierseins sind mir nur 3 Fälle von Schlangenbissen bekannt geworden, die sämtlich durch Anwendung der üblichen Mittel unschädlich gemacht werden konnten.

Die Ameisen, die größten Feinde der Pflanzung, haben Neu-Württemberg bisher wenig belästigt. In der Regel stellen sie sich erst mit den Jahren ein. Sie kommen aber schwer auf, wo deutsche Kolonisten sitzen, da diese den Ameisen energisch zu Leibe gehen. Auch von Sandflöhen, die sehr lästig werden können, sind wir

*) Dasselbe wird aus Paraguay berichtet. Auch dort ist die Schlangengefahr nicht größer als in Deutschland.

bisher verschont geblieben. Dagegen ist Rio Grande in diesem Frühjahr von den Heuschrecken heimgesucht worden. Namentlich scheint unsere Nachbarkolonie Zujby, die schon sehr bebaut ist, darunter gelitten zu haben. Seit der Revolution soll es das erste Mal wieder sein, daß sich Heuschrecken in Rio Grande zeigen. Es ist möglich, daß uns das warme Frühjahr die Heuschrecken gebracht hat. Wir haben seit Mitte September hier keinen Frost mehr gehabt.

Die sogen. brasilische Krankheit, durch kleine Eingeweidewürmer erzeugt, tritt hier nur sehr vereinzelt auf, und von dem „dreitägigen Fieber“ ist Neu-Württemberg gänzlich verschont worden. Dagegen sind gewöhnliche Erkältungen, durch den schroffen Wechsel der Temperatur zwischen Tag und Nacht hervorgerufen, nicht selten.

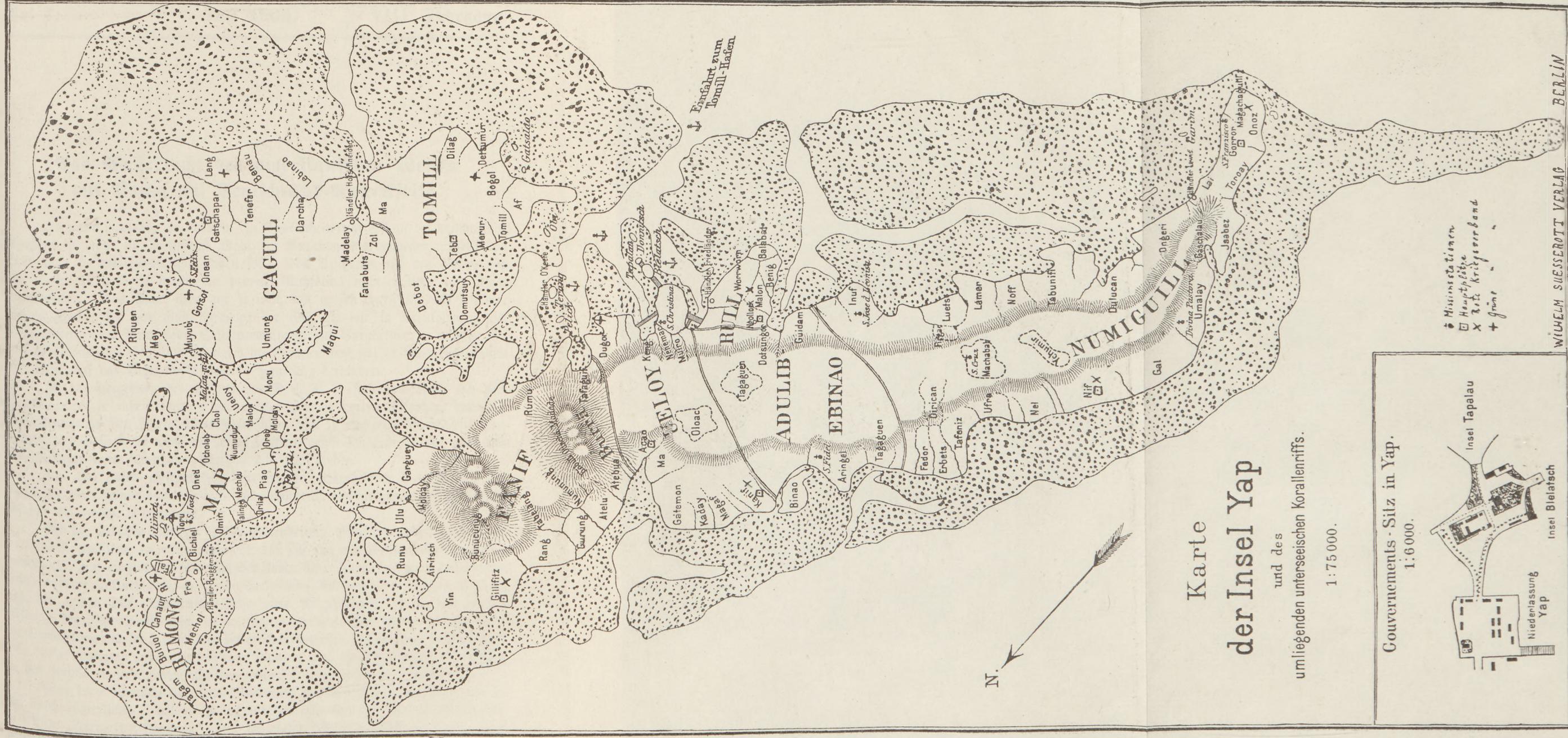
Zum Schlusse lasse ich eine Berechnung der wichtigsten Artikel für Kolonisten folgen.

1 Kolonistenhaus für eine Familie, mit Brettern verschlagen und gebielt (eigene Arbeit mit eingerechnet)	700 bis 800 Milreis. ²⁾
1 einfachere Hütte für die erste Zeit, je nach Ausführung	200 bis 400 "
1000 Stück Schindeln (ca. 20 auf 1 qm)	60 Milreis
1 Duzend Pinienbretter (den Fichtenbrettern in Deutschland entsprechend), 5,4 m lang, 30 cm breit, frei Stadtplatz	16 Milreis
1 Dzd. Bretter, aus Kolonieh Holz geschnitten, mit gleichen Maßen,	12 bis 14 "
100 Stück Ziegel, frei Stadtplatz	3 bis 4 "
1 Ko Nägel (im Schaft rund)	0,8 "
1 m Baumwollstoff, je nach Güte,	0,8 bis 1,6 "
1 bras. Sattel, vollständig,	60 "
1 Tag Verpflegung im Gasthof	1 "
1 Dzd. Hühner und 1 Hahn	10 "
1 " Eier	0,2 bis 0,3 "
1 Ko Rindfleisch	0,3 "
1 " Schweinefleisch	0,4 "
1 " Speck und Schmalz	0,8 "
1 " Honig	0,4 bis 0,6 "
Deutsche Arbeitskräfte, ohne Kost, täglich	3 "
desgl. mit Kost "	2 "
desgl. mit " , monatlich	20 bis 30 "
brasil. Arbeitskräfte, mit Kost täglich	1 bis 1,5 "
(mitunter auch viel billiger)	
desgl. von 10 bis 14 Jahren, monatlich	5 bis 10 "
Mahlgeld für 1 Sack Roggen oder Mais	1 "

Was mich persönlich betrifft, so befinde ich mich gesundheitlich recht wohl. Ich habe mich in die Verhältnisse hier recht gut eingelebt und glaube kaum, daß ich wieder dauernd nach Deutschland zurückkehren werde.

M. Hans Klössel.

²⁾ 1 Milreis = 1000 Reis aus Papier, zur Zeit ungefähr 1 Mark wert. Ein Milreis Gold ist 2 Mk. 20 Pf. wert. Wenn man von Milreis spricht, ist immer Milreis in Papier gemeint. Ein 10 Reis-Stück aus Kupfer ist gleich einem Pfennig.



Karte der Insel Yap

und des
umliegenden unterseeischen Korallenriffs.
1 : 75 000.

Gouvernements - Sitz in Yap.
1 : 6 000.

Insel Tapalau
Insel Bielatsch

- Missionsstationen
- Hauptplätze
- X Sitz Kreisverband
- + Gemeindepunkte